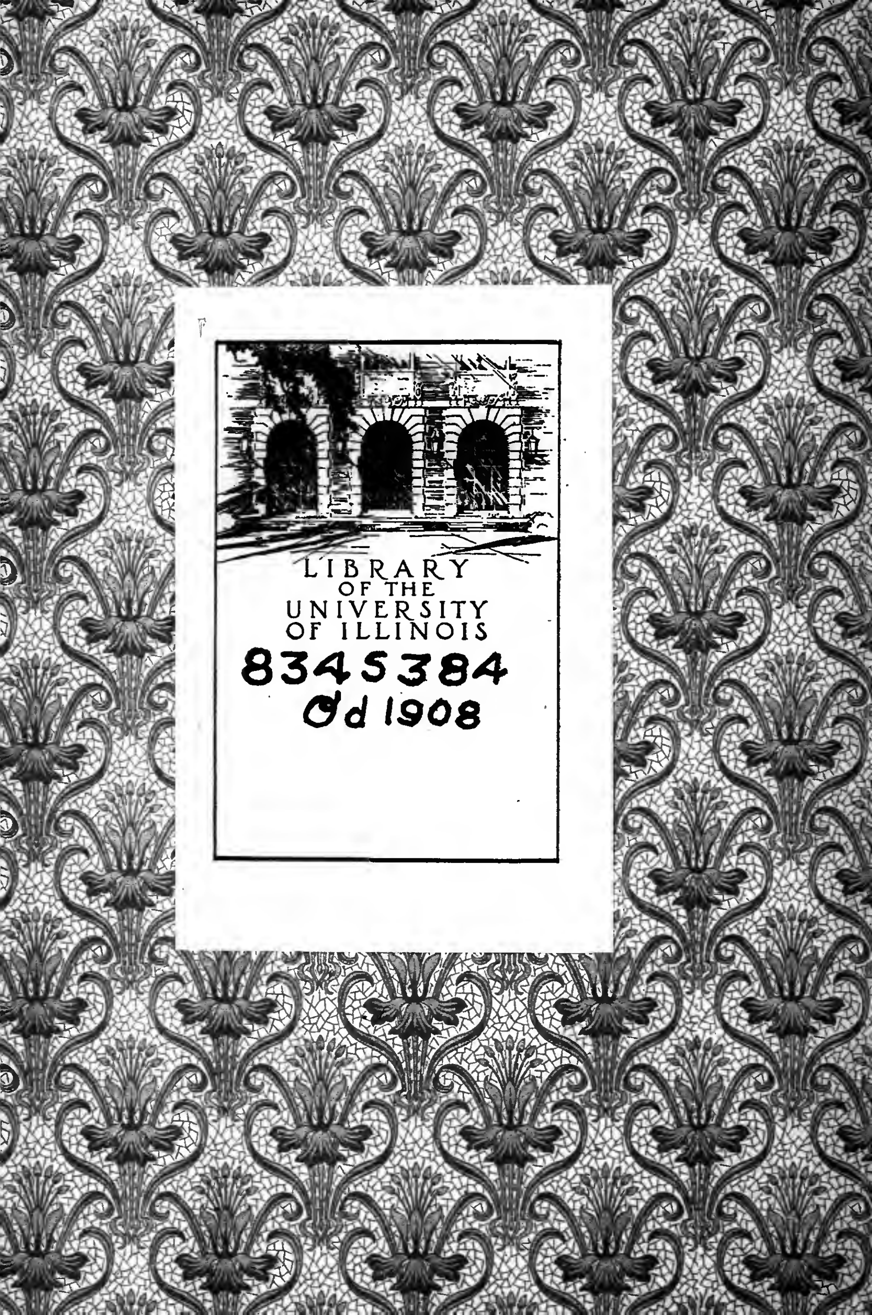

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
834S384
Od 1908

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

FEB 23 1961

L161—H41

Rheinische Hausbücherei.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. Erich Liesegang

Direktor der Nassauischen Landesbibliothek zu Wiesbaden.

Band: 25



Wiesbaden
Verlag von Emil Behrend
1908.

Der Dämon.
Die Bestechung.

Zwei Novellen

von

Levin Schücking.

Mit Einleitung von Dr. L. L. Schücking.



Wiesbaden
Verlag von Emil Behrend
1908.

Druck von August Pries in Leipzig.

834S384
Od1908

Dec. 4, 1946 Turyn
1192 E.A. Cook

Einleitung.

In einem der ersten Briefe, die aus der Korrespondenz Levin Schückings mit Annette von Droste erhalten sind, von Ende November 1840, gibt der damals mit seinen ersten literarischen Arbeiten beschäftigte und noch ganz unbekannte junge Autor seinem geliebten „Mütterchen" eine durch eine Federzeichnung verdeutlichte Schilderung seines Zimmers. Und von all dem, was dessen Wände als Zier und gleichzeitig als unbeabsichtigten Ausdruck der Lebensbeziehungen des Insassen tragen, nimmt keines mehr Raum ein, als ein Bild des großen Schotten Walter Scott. Unter dem Sterne dieses Mannes begann Schückings literarische Existenz, und als er dreiundvierzig Jahre später (1883) in Pyrmont die Augen schloß, da trug ihn die Literaturgeschichte als „den westfälischen Walter Scott" in ihre Spalten ein.

Es bedurfte keiner besondern poetischen Verklärung, um die Welt, in der er sich zuerst umgeschaut, in romantischem Lichte zu sehn; einem phantasiebe-

gabten Auffassungsvermögen mußte das Schloß von Clemenswerth in der Heide bei Meppen wo es geschah, diese Romantik aufdrängen, wie die Heimat der Maria Stuart sich dem schottischen Dichter. Schückings Vater war noch wie alle seine Vorfahren unter dem fürstbischöflich münsterischen Krummstab aufgewachsen, der Jahrhunderte hindurch die Außenwelt nur in sehr beschränktem Maße seine Zirkel stören ließ; seitdem aber hatte die große Welle der französischen Invasion all die so lange hochgehaltenen Institutionen beiseite geschwemmt, auf immer ausgelöscht sogar den politischen Begriff des Hoch- und Niederstifts Münster. In einem Winkel dieses letztern, dem mittlerweile hannöversch gewordenen Bezirk Sögel war Schückings Vater seit 1815 mit einer Amtswohnung in dem Schlosse Clemenswerth als Richter bestellt worden. So umgab die Einsamkeit der Heide, zu der eine in doppeltem Sinne barocke Fürstenlaune in den landesherrlichen Prachtbauten einen wunderlichen Gegensatz geschaffen, seine Kindheit. Er selbst hat diese seltsame Welt mit ihren spukhaften Nächten, ihrem Fichtenrauschen und ihren mannigfachen bizarren lebenden und leblosen Überresten einer für die andern längst vergangenen Zeit im ersten Teil seiner „Lebenserinnerungen" mit einer Lebendigkeit dichterischer Anschauung und einem Stimmungsreiz beschrieben, die in der deutschen Literatur wenig ihresgleichen finden.

Die Fähigkeit zu solcher Beobachtung war früh in ihm durch seine Mutter gepflegt und wach gehalten worden, jene Dichterin Katharine Busch, der Annette von Droste eines ihrer schönsten und ergreifendsten Gedichte gewidmet hat. In dieser Heimat wurzelte Schückings Phantasie und sein tiefstes Empfinden; niemals sieht seine dichterische Vision reizvollere und schärfer umrissene Bilder, als wenn an ihrem Horizont die Türme des Domes oder „Unsrer lieben Frau“ zu Münster stehen oder er die Handlung in die eichenumstandenen Bauernhöfe zwischen den Wallhecken oder über die Zugbrücke der verwitterten Edelhöfe Westfalens führt. Mit Recht sagte schon Annette von Droste ihm davon: „Der Hauch der Heide mit ihren abgeschlossenen Charakteren, ihren bald barocken, bald träumerischen Wolkenbildern . . . ist Ihr eigenstes Eigentum, mit dem ersten Hauche eingesogen und kein Fremder macht's Ihnen nach.“ Aber sein hier gewecktes Interesse für die Vergangenheit blieb nicht auf die Geschichte der Heimat beschränkt. Die Universitätsjahre in München, Heidelberg und Göttingen, nominell dem in der Familie seit Jahrhunderten traditionellen Studium der Rechtswissenschaft gewidmet, mußten vorzugsweise historischen Liebhabereien dienen. Als sich ihm dann als „hannöverschem Untertan“ die Pforten des preußischen Staatsdienstes verschlossen, gab er diesen Weg ohne große Enttäuschung auf und

vertraute sein ferneres Schicksal seiner Feder an. Gutzkows „Telegraph" öffnete seinen originellen kritischen Aufsätzen, deren geschultes Urteil mit Sicherheit ins Schwarze traf, zuerst seine Spalten und ermöglichte ihm durch diese Mitarbeit die Anknüpfung einer Reihe literarischer Verbindungen, die für seine eigene Dichterlaufbahn und dadurch mittelbar auch für die der Droste von großer Wichtigkeit werden sollten. Der treuen Fürsorge dieser Freundin verdankte er eine vorübergehende Beschäftigung als Bibliothekar ihres Schwagers, des berühmten Germanisten, Freiherrn von Laßberg auf der Meersburg am Bodensee 1841/42, Tage, von deren Bedeutsamkeit viele Seiten in dem kostbaren Gedichtbuche der Droste ein unvergängliches Zeugnis ablegen. Aus einer dann angetretenen Stellung als Erzieher der Söhne des Fürsten Wrede in Mondsee und Ellingen rief ihn 1843 der Verlag der Augsburger Allgemeinen Zeitung in die Redaktion dieses damals in hoher Blüte stehenden Blattes, dessen Feuilleton er aber schon nach zwei Jahren mit dem der Kölnischen Zeitung vertauschte. So mannigfache persönliche Anregungen ihm diese Tätigkeit bot, drängte sie doch sein eigenes Schaffen zu sehr in den Hintergrund, er gab sie deswegen auf und zog sich 1852 auf ein von ihm übernommenes altes Familiengut in Sassenberg bei Warendorf in Westfalen zurück. Der Wunsch seiner Frau mochte dabei mitbestimmend gewesen sein,

denn auch Luise von Gall, die einzige Tochter des hessischen Generals Freiherrn von Gall, die er 1843 heimgeführt, hatte sich durch ihre Feder mittlerweile in der deutschen Schriftstellerwelt einen Namen gemacht. Die Rheinische Hausbücherei (Band 19 u. 20) hat eine Reihe ihrer schwer zugänglich gewordenen Novellen von neuem an die Öffentlichkeit gestellt, Geschichten, deren schlichte und unaufdringliche Erzählungsart und Wärme der geschilderten Empfindung bei aller Feinheit der künstlerischen Konstruktion einen Rückschluß auf die persönliche Eigenart der Verfasserin zulassen, dem diese als Gattin und Mutter gleich ausgezeichnete Frau durchaus entsprach. Leider wurde sie ihrem Gatten schon 1855 durch den Tod entrissen. Levin Schücking blieb in der Heimat, und nur die Wintermonate pflegten ihn aus der kahl und unwirtlich gewordenen Umgebung in einen belebteren Kreis u. z. sehr häufig nach Rom zu führen. Seine literarischen Arbeiten in diesen Jahren bis zu seinem Heimgang am 31. August 1883 sind zahlreich und es ist für seine literarhistorische Wertschätzung nicht vorteilhaft gewesen, daß den meisten, namentlich neuern Literarhistorikern, die ein Urteil über ihn abgegeben haben, die besten seiner Werke unfraglich nur dem Namen nach bekannt waren. Zu ihnen gehören „Die Ritterbürtigen" (1846), „Paul Bronckhorst" (1859), „Die Marketenderin von Köln" (1861), „Schloß Dornegge"

(1868), „Luther in Rom“ (1870), „Die Herberge der Gerechtigkeit“ (1879) und „Das Recht des Lebenden“ (1880). Verschiedene Seiten seines Talentes kommen in diesen Büchern in verschiedener Form zum Ausdruck. Der Romantiker, der das wunderliche, spukhafte Eigenleben alter Häuser wie das rätselhafte Raunen der Natur zur dichterischen Erscheinung bringt, gibt den Grundton an. Als Erzähler nervenaufpeitschender Gespenstergeschichten war Schücking von Jugend auf bei seinen Freunden und darüber hinaus bekannt; das Auge, von dem die Droste gesagt:

„Blick in mein Auge, ist es nicht das deine?“

hatte Freiligrath in dem Gedicht „Die Rose“ also beschrieben:

„Mir gegenüber träumend saß Levin,
Mein Freund Levin mit den Gespensteraugen.
Ich sprach zu ihm: dein Blick erregt mir Graun!
Ich wagt es oft in mitternächt'gen Stunden,
Mir vor dem Spiegel selbst ins Aug' zu schaun —
Da hab ich Gleiches schaudernd wohl empfunden!
Daß ich ein Leib noch, ich vergaß es dann!
Aus ihrer Höhle wüsten Finsternissen
Sah mich die Sphinx, die eigne Seele, an
Und sprach ihr Rätsel, höhnisch und verbissen.
So mein Gefühl bei deines Auges Glanz;
Ich meid' es scheu und bin doch sonst verwegen;

Es ist dämonisch, es ist Seele ganz,
Und eine Seele trittst du mir entgegen!
Du bist ein Geist, du wandelst körperlos;
O, sieh zu Boden, daß ich Frieden habe!
Dein Leib ist tot und in der Erde Schoß
Umgehnde Seele, bleib auch du im Grabe! —

Aber vor diesem Auge tauchten auch andre als rein gespenstische Visionen mit seltener Klarheit auf. Szenen wie das alte Köln des 18. Jahrhunderts, einen Jagdzug des Fürstbischofs Clemens August, einen Empfang bei Joseph II. oder den Einzug des Herzogs von Anglure von Looz-Corswarem in die Wallhecken des Münsterlandes könnte man unschwer zu einem kulturhistorischen Bilderbuch von einzigartiger Buntheit und historischer Treue zusammenstellen. In andern Werken wiederum überwiegt die Spekulation. Mit dem Lichte geschichtsphilosophischer Ideen werden weite Perioden der Vergangenheit beleuchtet, die völkerpsychologischen Gründe der großen Menschheitskämpfe, wie dessen zwischen Staat und Kirche, aufgesucht und die Wege in die Zukunft gedeutet. Fast immer aber ruht alles das auf der Basis einer vielfach verästelten und kraus verschlungenen Handlung, die in dem Sinne romantisch bleibt, daß sie auch vor dem Ungewöhnlichen und Unwahrscheinlichen nicht zurückschreckt. Die Technik in der Verknüpfung und Entwirrung dieser Handlung ist bei Schücking einzigartig und nötigt auch da

noch Bewunderung ab, wo das bloße Intrigenspiel auf die Dauer ermüdend wirkt. Seine Phantasie ist auf diesem Gebiet schlechthin unerschöpflich.

Bei der kurzen Novelle treten der ganzen Wesensart dieser Erzählungsgattung nach die genannten Eigenschaften weniger in die Erscheinung. Aber nicht ohne Grund erklärt ein so scharfer Kritiker wie Hebbel, daß er Schücking den Preis der modernen Novelle zuerkenne. (Sämtl. Werke. Bd. 12, S. 103 Hesses Ausgabe). Wird doch auch nicht gut jemand die nachfolgenden Geschichten lesen können, ohne die spielende Leichtigkeit zu bewundern, mit der die Fäden der Handlung geschlungen, die echt künstlerische Art und Weise, wie die Spannung langsam auf den Gipfel getrieben wird, um eine unerwartete und doch innerlich notwendige Art der Lösung zu finden — ohne daß unter den Vorzügen solcher Meister-Technik der Gefühlsgehalt litte, der für ein Kunstwerk erst das warme Blut des Lebens bedeutet. —

Dr. L. L. Schücking-Göttingen.

Inhalt.



Der Dämon.

I.

Um einen hochgewachsenen, jungen Mann mit sehr edelgeschnittenen, aber auch sehr wettergebräunten Zügen und schönem kastanienbraunem, kraus gelocktem Haare, der in der Ecke eines Diwans in einem Wartesaale erster Klasse saß, drängte sich eine kleine Gruppe von Offizieren. Der junge Mann, allein unter ihnen in Ziviltracht, war eben beschäftigt ein eisernes Kreuz in seine Brieftasche zu legen und diese zu sich zu stecken, während ein glänzender Husarenleutnant ausrief:

„Nein, so durchzugehen! Schon heute! Es ist scheußlich von diesem Asten — er weiß doch, daß ich noch zehn Flaschen Champagner an ihn verloren habe — weißt du, Asten, zwischen Forbach und Saarbrücken war es . . . darüber, daß der Schaffner . . .“

„Ach, seien Sie still, Prinz Hohenstein — Sie werden mit Ihrem ewigen Wetten noch Champagner genug an den Mann bringen“ — fiel ein Infanterist ein, der dabei mit einer gewissen Zärtlichkeit die Hand auf die Schulter des Zivilisten legte — „Baron Asten hat einen neuen Menschen angezogen und vergißt nun nicht nur Ihren Sekt, sondern auch Sie und uns alle obendrein!“

„Wirst du das, Asten," rief hier der Prinz aus — „wirst du drüben im Lande auf deinem Schlosse Malepartus deine Freunde vergessen? — wahrhaftig, dann sollten wir dich erst recht hier halten, um uns der Reihe nach mit dir zu schlagen . . ."

„Und mir dabei gehörige Denkzettel zu geben? Schöne Freundschaft das!"

„Er wird sich unserer schon erinnern, dafür stehe ich euch!" rief ein Ulanenrittmeister dazwischen, „wer vergäße auch deine französische Courmacherei bei der Dame in unserem Quartier in Chaumont, Graf Holtheim — wer das mit angehört und angesehen hat . . ."

„Als ob Ihr das Beste davon mit angehört und gesehen hättet . . . Bildet Euch das doch nicht ein!" unterbrach ihn lachend Graf Holtheim, der Infanterist.

„Ah . . . er renommiert noch!" rief der Prinz aus, und die andern lachten im Chore, während der Ulanenrittmeister fortfuhr:

„Und was die Denkzettel angeht, so würde Asten sich auch daraus nicht viel machen — eine oder die andere Schmarre würde ihm sein Don Juan-Glück bei den Weibern nicht verderben . . ."

Der Rittmeister wandte sich in diesem Augenblicke; er nahm wahr, daß eine junge, schwarzgekleidete und verschleierte Dame, die schon eine Weile hinter ihm gestanden zu haben schien, durch eine Lücke in der Gruppe der jungen Leute zu ihrem Reisesacke und ihrem Sonnen-

schirme zu gelangen suchte, welche auf dem Ende desselben Divans lagen, auf dem in der Mitte Baron Asten, der junge Mann in Zivil, Platz genommen hatte.

Der Rittmeister schob sich so weit zur Seite, um der Dame möglich zu machen, ihr Vorhaben auszuführen. Die anderen achteten ihrer nicht und plauderten, während sie ihre Sachen an sich nahm und sich damit entfernte, ruhig weiter. Freilich nicht lange. Die Türen des Wartesaales wurden geöffnet und alles eilte hinaus, den Zug zu besteigen. Auch Asten warf seine Reisetasche um und erhob sich, um auf den Perron zu schreiten; dort draußen erfolgte noch ein herzliches, gegenseitiges Abschiednehmen, ein Händeschütteln, ein halb Dutzend sich kreuzende Lebewohl Asten, Lebewohl Holtheim, Lebewohl Hohenstein, empfiehl mich deinem Bruder, dem Fürsten, adieu, adieu, grüßt Graf Reglitz von mir, wenn er zurückkommt — und dann rasselte die kleine Schar mit Säbel und Sporen heiter davon, während Ernst von Asten in das nächste Coupé für „Nichtraucher“ stieg.

Die schwarzverschleierte junge Dame saß darin, niemand sonst.

Der junge Mann setzte sich in die entgegengesetzte Ecke, verschlang die Arme über der Brust, seufzte leicht auf, zog sehr ernst und nachdenklich die Brauen zusammen und blickte mit großer Apathie auf die Bahnhofsgebäude hinaus, an denen eben der Zug sich langsam fortzuschieben begann.

Und dann rollte der Zug rascher, und die Maschine begann ihre fieberhafte Arbeit, und hinein flog man in eine eben mit dem ersten Frühlingsgrün sich bekleidende Landschaft.

Da draußen herrschte ein kühler Luftstrom, der in das Coupé blies. Die junge Dame warf ihren Schleier zurück, erhob sich, und vor Asten an das offene Fenster des Wagens tretend, versuchte sie es zu schließen, indem sie sagte:

„Sie erlauben mir wohl, das Fenster aufzuziehen, der Wind kommt von dieser Seite."

Asten fuhr ein wenig wie aus einem Traume auf. Er sah in die Züge der Dame, riß dann rasch das Fenster in die Höhe und antwortete:

„Verzeihen Sie mir ... ich hätte längst daran denken sollen; ich bin in den letzten Monaten an Wind und Wetter so gewöhnt worden, sonst ..."

„O," sagte die junge Dame mit einer großen Unbefangenheit sofort auf diese Äußerung eingehend — „Sie haben den Feldzug in Frankreich mitgemacht? Den ganzen Feldzug?"

Sie sprach das mit einem außerordentlich wohllautenden Organe, aber so eigentümlich betont, so kurz angebunden, mit einer so absonderlichen Kadenz .... Asten musterte sie, während sie sich wieder setzte, diesmal ohne ihren Schleier vorzunehmen; er sah, daß sie kaum zwanzig Jahre haben konnte; ihr Gesicht hatte ein höchst

anmutiges Oval; die fragend auf ihm ruhenden Augen waren von einer weichen Bläue und hatten einen Ausdruck von merkwürdiger Aufrichtigkeit und dem unbefangensten Mute, als ob es in der Welt nichts gebe, vor dem ein ehrliches Menschenkind sie niederzuschlagen brauche; die außerordentlich hübschen Züge, der reizende, ein wenig verwegen aufgeworfene Mund kamen hinzu, sie zu einer höchst angenehmen Erscheinung zu machen, die etwas einflößte, was wie ein Gemisch von Rührung und von Respekt war.

„Wenn ich nach Ihrer Sprache urteilen darf," sagte Asten, „so müssen Sie Amerikanerin sein?"

„Was nennen Sie Amerikanerin? Ich bin eine Deutsche; aber freilich, ich bin in Amerika aufgewachsen und komme daher! Das ist wahr!"

„Sie haben die lange Reise so allein gemacht?"

„Die Überfahrt nicht, sondern diese im Anschluß an eine deutsche Familie. Bis Antwerpen. Nun reise ich allein. Weshalb nicht? Darf ein junges Mädchen in Deutschland nicht allein reisen? Ich werde diesen Abend an meinem Ziele sein. Und wenn man es in Deutschland auch nicht dürfte," setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu, „so würde ich es ja doch tun müssen . . . ich würde es doch tun!"

„O, gewiß darf man das," fiel Asten ein. „Ich habe nicht im leisesten durch meine Frage das Gegenteil andeuten wollen — es war nichts als ein Ausdruck

der Teilnahme, da Sie eingestehen müssen, daß zu einer Reise über das atlantische Meer, ganz allein, viel Mut für eine junge Dame gehören würde."

„Und wenn das wäre," antwortete sie mit einem flüchtigen Lächeln, „haben Sie nicht eben in Frankreich gezeigt, daß deutschem Blute nicht so leicht bange zu machen ist? Sollte ich es vor einer zwölftägigen Partie über das große Wasser sein? Aber ich sagte es schon, ich war nicht allein auf dem Meere. Ich bin es jetzt bloß."

„Und woher wissen Sie, daß ich in Frankreich war?"

„Sie sagten es eben."

„In der Tat? Nun ja. Ich bin eben entlassen und kehre in meine bürgerliche Stellung zurück."

„In Ihre bürgerliche Stellung?"

„So ist es. Ich bin Ökonom."

„Ah — auf einem sehr großen Gute, denke ich mir," versetzte sie mit einem Lächeln und leichten Aufwerfen der Lippen. „Mein Vater war auch Ökonom. Aber ein wenig anders als Sie. Er hat sich sein Gut erst selbst schaffen müssen. Und am Ende war es doch nicht so wie Ihres — ich fürchte, es war nichts daran, was sich mit dem Ihrigen vergleichen ließe — weder das Schloß, das eine aus Urwaldbalken gezimmerte Hütte war, noch die Zahl der Acres; aber es ließen sich Bären darauf jagen — und das können Sie auf Ihrem Gute nicht!"

„Nein, das kann ich nicht," entgegnete Asten, in hohem Grade von dem Geplauder seines Gegenüber angezogen; „und auf diesem ‚Gute', am Saume des Urwaldes, in dem noch Bären wohnten, sind Sie aufgewachsen, mein Fräulein?"

„Nein, gottlob nein," erwiderte sie lächelnd; „mein Vater hat es nach dem Tode meiner Mutter verlassen, und mich in Boston in eine Pension gebracht; er ist nach San Francisco gegangen — das liegt weit im Westen in Kalifornien, wissen Sie . . .

„Ich weiß — und dort hat er Gold gesucht und gefunden . . ."

„O nein; das Gold und das Glück kommen nicht zu Leuten, welche daran nicht glauben. Mein Vater glaubte nicht an Glück. — Der liebe Gott hat das so eingerichtet. Es soll uns zeigen: nicht einmal Gold und Glück kommen zu denen, die nicht daran glauben. Wie sollte Gott zu denen kommen, die nicht an ihn glauben?"

„Ah," sagte Asten, von dem kleinen Anfluge von Pietismus in seinem reizenden Gegenüber amüsiert — „dann war das Schicksal Ihres Vaters das umgekehrte von dem, was mein Fall ist. Ich habe immer an das Glück, an überschwängliches Glück geglaubt, und vielleicht deshalb will es mir nicht kommen!"

Sie sah ihn an, — stumm eine Weile, wie verwundert. Endlich sagte sie, wie mit einem Vorwurfe:

„Kommen Sie nicht gesund aus einem so großen Kriege?“

„Das ist wahr. Ich bin undankbar!“

„Gewiß sind Sie es. Wir müssen immer dankbar gegen Gott sein, auch für die Prüfungen, die er sendet, auch für die Schmerzen. Wie viel mehr, wenn er uns durch so große Gefahren geleitet hat, ohne daß ein Haar unseres Hauptes gekrümmt wurde! — Wie schön ist dieser Wald hier! Die Buchen sind beinahe grün. Sind Nachtigallen in diesen Wäldern? Wie kommt es, daß diese Forsten nicht ausgerodet werden — das Land scheint doch so fruchtbares Ackerland?“

„Würde man den Wald in Amerika ausroden?“

„Gewiß, die nächsten Farmer in einer so bevölkerten Gegend würden ihn ausroden und Mais oder Weizen dort aussäen.“

„Ich muß Ihnen gestehen, daß unsere Bauern sicherlich ganz gleiche Barbaren sein und den schönen Wald mit seinem Buchengrün und seinen Nachtigallen ausroden würden, um ihren schnöden Hafer und Roggen dahin zu säen — aber, gottlob . . .“

„Ah“ — fiel sie mit einem spöttischen Zucken der Mundwinkel ein — „da sieht man, welche Art von Ökonom Sie sind!“

„Weil ich nicht für das Verdrängen schöner Wälder durch monotone Ackersaaten bin?“ antwortete Asten lä-

chelnd. „Nein, so weit geht meine ökonomische Leidenschaft freilich nicht!“

„Ich unterbrach Sie.“

„Ich wollte sagen, daß wenn auch unsere Farmer es wohl nicht besser machen würden als die Ihren, diese Wälder gottlob geschützt sind. Sie werden entweder dem Staate gehören oder Bestandteile von Rittergütern sein, vielleicht Fideikommisbesitz, und dürfen deshalb nicht angetastet werden.“

„Fidei . . . wie sagen Sie?“

„Fideikommisgüter.“

Das junge Mädchen rieb mit ihrem Zeigefinger eine Stelle ihrer Stirn über der Wurzel des feingeschnittenen Näschens. Sie machte dazu ein nachdenklich vor sich hin schauendes Gesicht, just so, als ob das Wort, das Asten gesprochen, ihr an dieser Stelle der Stirn ein leises Jucken verursache.

„Ich habe das Wort,“ sagte sie langsam — es war offenbar, das Wort hatte mit der Stelle über der Nasenwurzel irgend einen geheimnisvollen Zusammenhang — „ich habe es ein paar Mal von meinem Vater aussprechen hören, wenn er mir Andeutungen über seine Heimatsverhältnisse machte.“

„Das Wort: Fideikommisbesitz bedeutet,“ versetzte Asten . . .

„Ach ja,“ rief sie mit einer kindischen Lebhaftigkeit aus — „erklären Sie es mir.“

„Bedeutet," fuhr Asten fort, „ein auf Treu und Glauben übergebener Besitz — in der Voraussetzung, daß der Besitzer ihn unter Bedingungen, die in seiner Familie durch irgend einen Verwandten festgesetzt sind, getreulich an den Nächstberechtigten weiter überliefern wird; daß er ihn nicht verkauft, verschuldet, nicht an eine Menge Kinder versplittert; und ein solches Verhältnis muß die übrige Welt dann respektieren. Die Gerichte schützen es."

Das junge Mädchen sah Asten während er so sprach, sehr aufmerksam an: sie hatte offenbar Zeit nötig, sich dieses gehörig klar zu machen.

„Ah" — sagte sie dann; „und woran sehen Sie, daß dieser Wald solcher Besitz ist? Es steht doch nicht auf den Stämmen geschrieben?"

„Nein — ich vermute es nur; die meisten Rittergüter in dieser Gegend sind von solcher Beschaffenheit."

„Sie werden nicht an die Kinder des Eigentümers versplittert, sagten Sie?"

„Nein, es erbt sie nur der älteste Sohn; sind keine Söhne da, die älteste Tochter allein. So bleibt das Ganze zusammen, und die Familie verarmt nicht."

„Aber," fiel die Amerikanerin, die dies alles mit einer intensiven Teilnahme anhörte, ein: „wenn einer das Ganze erbt, dann verarmen die andern, die nichts bekommen, ja erst recht."

„Das ist freilich scharfsinnig genug bemerkt," gab

Asten lachend zur Antwort. „Die andern müssen sehen, wo sie bleiben. Sie suchen Stellen im Staatsdienste, im Heere, die Töchter verheiraten sich — das Vatererbe aber bleibt unangetastet, oft viele Jahrhunderte hindurch bei dem Namen und Stamm. Gefällt Ihnen die Einrichtung nicht?"

„O, sie ist ja ganz abscheulich," rief sie aus. „An des Vaters Erbe haben doch alle Kinder gleiches Recht! Das ist eine Einrichtung, um alle Kinder undankbar und gehässig wider ihren eigenen Vater zu machen. Der älteste, der alles bekommt, wird sagen: ich habe nichts deiner väterlichen Liebe zu verdanken, ich habe mein Recht, und du schuldest mir alles, was du besitzest. Die andern aber werden sagen: du enterbst uns alle, um den ältesten zu bevorzugen; und wenn es auch ein altes Herkommen ist, es wird sie doch tief kränken und erbittern."

„Sie haben den Vorteil, daß der Name ihres Hauses in Glanz und Ansehen bleibt. Man muß die Sache ein wenig idealer auffassen — Amerika, Fräulein, hat Sie zu sehr an die praktische Seite des Lebens gewöhnt — Geld und Besitz sind da die höchsten Güter des Lebens, die den Wert des einzelnen bestimmen und auf den sich alles Streben richtet. Wir in diesem alten Lande denken noch nicht ganz so; wir lassen idealere Dinge, die alte geheiligte Sitte, die Pietät, die an dem, was unsere Vorfahren gewollt haben, festhält, die Ehre

des Namens auch noch gelten; wir suchen der Väter Erbe zu wahren und zu erhalten . . ."

„Ah," unterbrach ihn hier das junge Mädchen wieder mit dem spöttischen Zucken der Mundwinkel — „es ist recht hübsch von Ihnen, alles, was Sie da sagen. Gewiß sind Sie ein vom Glücke begünstigter ältester Sohn, und indem Sie vor Ihren Geschwistern alles vorweg nehmen, jeden Acker, jeden Baum, jeden Halm von Ihres Vaters Gut oder Gütern, machen Sie den Lobredner einer „idealen Auffassung" der Sache. Das ist recht hübsch von Ihnen. Und in Amerika soll man nur nach Geld und Besitz den Wert der Leute bestimmen? O nein, mein Herr, da tun Sie Amerika sehr unrecht. Man ist ganz anders da, wie Sie es sich vorzustellen scheinen — und was man am höchsten achtet, das ist wahre Bildung und Religiosität, nicht der Glanz und die Ehre von — Namen! Wir schätzen den Mann, nicht seinen Namen!"

Das junge Mädchen sprach dies mit einer lebhaften Erregung; ihre rosigen Wangen hatten eine höhere Färbung angenommen, und während Asten immer mehr von der Schönheit ihrer Züge betroffen wurde, fühlte er sich zugleich eigentümlich angezogen von dieser einfachen Natürlichkeit, die mit so viel Offenheit so viel raschen Mutterwitz und gesunden Verstand verband. Er mußte bekennen, daß er vollständig von ihr geschlagen sei.

„Wäre Ihre Voraussetzung wahr," sagte er lächelnd,

„so könnte ich das, was Sie mir vorwerfen, nicht ganz ablehnen. Aber ich bin selbst ein sehr armer Mann ohne alles Fideikommiserbe!“

„Wirklich? Und deshalb sind Sie in das Heer eingetreten?“

„Nein, das nur, um das Vaterland verteidigen zu helfen. Ich habe früher als Freiwilliger gedient und bin als Reserve-Offizier eingetreten, als der Krieg begann. Jetzt bin ich entlassen und muß nun mein Schicksal selbst gründen . . .“

Sie sah ihn an — ein wenig wie zweifelnd. Dann wollte sie wissen, ob er in vielen Schlachten gewesen; ob das recht furchtbar sei, eine Schlacht mit vielen hundert Geschützen und stärker wie der stärkste Donner, und ob man die verwundeten Pferde nicht verbinde, und wo Moltke sei, wenn eine Schlacht geschlagen werde, und ob die barmherzigen Schwestern mit auf das Schlachtfeld gingen und zehn andere Fragen, die von einer kindlichen Anschauung zeugten, die aber Asten mit einem immer steigenden Interesse an der Unterhaltung beantwortete. Auch als sie über der Anstrengung, zu sprechen während des Schienengerassels und Lärmens des weiter fliegenden Zuges, ein wenig heiser wurde und nun schwieg, setzte er seine Unterhaltung fort und erzählte ihr von seinen Feldzugsabenteuern; er tat es mit Geist und Lebhaftigkeit, und sie hing gespannt an seinem Munde. Es schien, sie war völlig versetzt in die fremde kriege-

rische Welt mit ihren Siegen, Leiden, tragischen und oft auch komischen und heiteren Szenen, die er humoristisch genug vorzutragen wußte.

So fuhr man durch das grüne busch- und wiesenreiche, fruchtbare Land dahin; man fuhr durch Strecken, die hügellig gewellt waren und wo die Bahn durch lange Erdeinschnitte lief; über donnernde Brücken, welche über Flüsse von mäßiger Breite und trägem Gange führten; über ebene Gebiete, auf denen der Zug mit der Schnelligkeit des Falken dahinschoß; und dann hielt man an einzelnen Stationen, wo das junge Mädchen von Asten in unbefangenster Weise Erfrischungen annahm, die er ihr aus den Restaurationslokalen holte; und so kam man viele Stunden weiter in den Tag, viele viele Meilen weiter in das Land hinein, und unterhielt sich und plauderte und — es war seltsam, aber man hatte sich, ehe es Mittag wurde, daran gewöhnt, so zusammen zu reisen, als sei man schon tagelang zusammen gereist; und man ließ sich, wie im wachsenden Gefühle der Vertrautheit gehen, als sei man bestimmt, noch tagelang weiter zusammen zu reisen.

Die Station, wo man zu Mittag gespeist, lag hinter den Reisenden; es folgten zwei, drei andere; an der nächsten rief der Schaffner: Station Helmbergen! und gleich darauf riß er die Coupétür auf und sagte:

„Fräulein, Sie steigen hier aus, Helmbergen!"

Asten fühlte wie einen Stich in's Herz.

„Sie steigen aus?" rief er erschrocken.

Sie hatte sich schon erhoben und nahm ihre Sachen, den Sonnenschirm, die Reisetasche, das weite Umschlagetuch — der Schaffner nahm es ihr ab, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein.

„Ich bin hier fürs erste an meinem Ziele," sagte sie dann, sich zu Asten wendend, . . . „es tut auch mir leid, aber leben Sie wohl! Gott behüte Sie!"

„Aber, mein Gott," sagte er, „noch weiß ich ja nicht einmal Ihren Namen — Ihren . . ."

„Leben Sie recht wohl" — fiel sie ein, ihm die Hand gebend und herzhaft die seine schüttelnd — „goodbye! goodbye!" —

Damit stieg sie sicher und gewandt aus dem Coupé nieder — der Schaffner schlug die Türe zu — Asten, der rasch ihr nach den Kopf zum Schlage hinausstreckte, sah, wie der Schaffner, mit ihren Sachen beladen, sie zum Gepäckwagen führte; dort händigte man ihr einen sehr großen, sehr eleganten Koffer aus — als er eben auf die Platten des Perrons niedergesetzt war, schlug die Glocke des Bahnhofs an, die Maschine zerschnitt die Luft mit ihrem grellen Pfiffe, ein Stoß, der sich von Waggon zu Waggon fortsetzte — und fort und in die Ferne brauste der Zug.

Asten wollte der Fremden noch mit seiner Mütze ein Lebewohl zuwinken — sie schien es nicht zu sehen, sie sprach mit den Trägern, die ihr Gepäck umringten.

Mit einem tiefen Seufzer, wie großer Betroffenheit, wie eines schmerzlichen Verdrusses, mit einem Gefühle wie es einer persönlichen Beleidigung folgt, legte sich Asten in seine Wagenecke zurück — es war ihm zumute wie jemanden, der einer wundervollen Musik mit selbstvergessenem Entzücken gelauscht hat — wenn plötzlich die Musik schweigt. So leer, so öde, so tot. Keine andere Musik mehr als dieses verzweifelte Schienengeklapper, dieses klirrende Schüttern und Rollen. Ihre Stimme, ihre melodische Stimme mit dem amerikanischen Tonfalle, der in ihrem Munde etwas so Reizendes hatte, tönte nicht mehr. Und das schöne, rührende Gesicht mit dem rosigen Anhauche, den tiefen, fragenden Augen, dem mutigen, kecken Aufwerfen der Lippen saß nicht mehr ihm gegenüber — nicht mehr da, wo er stundenlang es gesehen. Asten blickte zum Fenster hinaus: die Sonne stieg da gen Westen nieder, dem Untergange zu.

„Amerika!" flüsterte er nach einer langen Pause vor sich hin. Wie oft hab' ich daran gedacht, dorthin zu gehen! Und bin ich nicht jetzt schon auch etwas wie ein Amerikaner? Ich will ein selfmade man werden und bin im besten Zuge, die Sache ganz amerikanisch bei den Hörnern anzugreifen . . . ehrliche Arbeit zu tun, um vorwärts zu kommen, im Schweiße meines Angesichts!"

„Helmbergen kann von Breitenol nicht sehr weit entfernt sein!" — lautete dann ein weiteres Bruchstück

seines Monologes — die Fortsetzung desselben wurde nicht weiter laut, er versank in Träumereien.

Noch zwei Stationen; als die dritte gekommen, stieg auch Ernst von Asten aus. Er ging, nachdem er sich seinen Koffer hatte ausliefern lassen — dieser war kaum halb so groß wie der der Amerikanerin, und die erlittenen Feldzugsschicksale waren daran nicht zu verkennen — auf den Platz vor dem kleinen Bahnhofsgebäude. Hier hielt ein mit zwei Schimmeln bespannter einfacher, offener Jagdwagen; ein Kutscher in sehr schlichter Interimslivree lenkte ihn.

Asten trat heran.

„Sie sind von Breitenol für den Verwalter hergeschickt?" fragte er . . . „mein Name ist Asten!"

„Jawohl," sagte der Kutscher, den Hut leicht berührend, „für den neuen Herrn Verwalter. Sind Sie es? Dann halten Sie mir, bitte, die Pferde, daß ich Ihre Sachen auflade."

Das letztere war bald geschehen, und zehn Minuten später fuhr Ernst von Asten in südlicher Richtung in eine bergige Gegend hinein, über welche die Dämmerung tiefer und tiefer ihren Schleier senkte.

Nach einer Stunde — es war Nacht geworden — langte er an seinem Ziele, dem Edelhofe Breitenol, an.

II.

Es war ein ganz außerordentlich hübsches Gut, Breitenol; in einem idyllischen Flußtale lag es, das von Osten gen Westen zog, rechts und links von hohen bewaldeten Hügelzügen begleitet.

Wo diese Hügel am reichsten bewaldet waren und mit ihren steileren Kuppenformen am meisten wie schon ganz respektable Berge aussahen, da erhob sich der Edelhof auf einem Vorsprunge aus den Wipfeln des Haardbusches; mit einem hohen Turme, den ein, freilich nur noch stückweise erhaltener Zinnenkranz umgab; mit steilen Schieferdächern und mit breiten Essen, und mit noch einem Turme, der niedriger und schmuckloser war, und nur jetzt, wo die Bäume noch nicht ihren vollen Blätterschmuck hatten, in der Gegend gesehen werden konnte.

Er sah so aristokratisch, der kleine Schloßbau, in das belebte Flußtal mit seinen Bauernhäusern, die, oft noch halb mit Stroh gedeckt, unter Eichengruppen standen, mit seinen Kohlennachen, die langsam den Fluß hinunterschwammen, mit seinen Fabrikschlöten inmitten kleiner Arbeiterwohnungen hinab, als wollte er sagen:

Da seid ihr, ihr unten da, die ihr euch quält mit der Ackerscholle und mit euren schwarzen Kohlen und an euren rußigen Essen, die mit dem abscheulichen Qualm die Luft verderben. Und hier oben, hoch hier oben stehe ich; fest und trutzig; rudert, pflügt, schürft und hämmert; hoch oben hier stehe und bleibe ich; ihr hämmert mich nicht herunter, mögt ihr werken, mögt ihr schürfen, so lange ihr wollt, ihr schürft mich, den Junker, nicht von seiner Höhe über euren Köpfen herab!

Sah Breitenol, von weitem betrachtet, so aus — im Inneren des kleinen Edelhofes sah es gar nicht danach aus, als rede es solch' aristokratische Sprache.

Denn erstens verstand man, das erkannte Asten, als er am Morgen nach seiner Ankunft auf einem Spaziergange die nächste Umgebung musterte, auch recht tüchtig und recht zweckmäßig zu arbeiten hier oben. Ein „Ökonom", wie er, konnte nur befriedigt sein von dem Zustande der Äcker, Wälder und Wiesen, von dem Viehstande und der Behandlung desselben. Und was die Familie, in die er am gestrigen Abende aufgenommen worden, anging, so mußte er gestehen, daß es keine geben konnte, in welcher ein ruhigeres, bescheideneres, anspruchsloseres Wesen herrschte.

Man hatte ihm ein einfach aber sehr anständig eingerichtetes Zimmer in dem kleineren Turme, der sich beim Näherkommen als der Torturm ausgewiesen, eingeräumt. Er hatte da vortrefflich geschlafen und ge-

träumt — beim Erwachen wußte er nicht mehr wovon, doch mußte es mit seiner Reisegefährtin in irgend einem näheren oder ferneren Zusammenhange gestanden haben, weil seine Gedanken beim Erwachen mit ihr gleich so intensiv beschäftigt waren — wie wäre das sonst zu erklären gewesen?

Kurz, nachdem er von seinem Morgenspaziergange zurückgekommen, hatte die Glocke zum Frühstück geläutet. Asten verließ seinen Torturm und schritt über den Hof auf das Herrenhaus zu; rechts lag der hohe Zinnenturm, vor ihm das stattliche Herrenhaus, links davon ein Terrassengarten mit einem Rebengange, der an der Hofmauer entlang lief — denn die Lücken der Gebäude waren durch eine hohe starke Mauer, über deren Kamm ein Zinnengang angebracht war, ausgefüllt.

Als er über den Hof schritt, hörte er sich anrufen; es war der Hausherr, der Freiherr von Breitenol, der eben in dem Terrassengarten auf und ab ging — eine Glastüre, die von dort ins Innere des Hauses führte, stand offen.

„Bitte, Herr Asten,“ sagte der alte Herr, an die Brüstung der Terrasse tretend, „kommen Sie hier herauf.“

Asten schritt die vom Hofe emporführenden steinernen Stufen hinauf.

„Ich mache hier gewöhnlich, wenn die Morgen ein

wenig sonnig sind, meinen Spaziergang," sagte der Freiherr, eine strack und fest aufgerichtete Gestalt in einer grünen Pikesche mit einem schwarzen Käppchen auf dem schneeweißen Haar — es war eine ritterliche, Vertrauen erweckende Gestalt mit schönen, offenen Zügen — er mußte in seiner Jugend von auffallender Schönheit gewesen sein; um seinen vollen, weichen Mund spielte etwas von dem Ausdrucke eines feinen Sarkasmus, der älteren Männern, die einst großes Glück bei Frauen hatten, eigen zu bleiben pflegt.

„Sie haben sich Breitenol ein wenig angesehen," sagte er, indem er seinen Spaziergang auf der Terrasse auf und ab wieder aufnahm.

„Schon in der Morgenfrühe, so gut ich es ohne Führer konnte," versetze Asten.

„Wie gefällt es Ihnen?"

„Vortrefflich; ich finde die Ökonomie in einer Weise betrieben, die mir die Aufgabe, welche Sie mir anvertrauen, sehr leicht machen wird; ich brauche nur in demselben Sinne so fortzufahren."

„Nun, das freut mich; Sie sind ein Mann vom Fach und müssen es verstehen; ich habe freilich immer geglaubt, daß mein Sohn, an dessen Stelle Sie treten sollen, der bisher alle Geschäfte besorgte, ein recht guter Landwirt sei."

„Ihr Herr Sohn wird Sie verlassen?"

„Mein Sohn," antwortete der Freiherr — er sprach

ein wenig stockend, gedämpft — „mein Sohn beabsichtigt zu heiraten — sein künftiger Schwiegervater will dem jungen Paar ein Gut einräumen, wo sie leben sollen; die Sache ist freilich noch nicht ganz abgeschlossen; aber es ist die Veranlassung, daß ich die Anzeige in die Zeitung rücken ließ, auf welche hin Sie sich mit Ihrem Briefe an mich wandten und wir in schriftliche Verbindung traten."

„Ich habe also eine schwere Aufgabe unternommen — einen Sohn zu ersetzen," bemerkte Asten lächelnd ... „ich werde Ihre große Nachsicht in Anspruch nehmen müssen."

„Ich hoffe, wir werden vortrefflich miteinander auskommen," versetzte der alte Herr, „denn auch ich werde Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen, wenn ich Ihnen ein wenig viel Arbeit zumute, wie sie eben ein Vater von seinem Sohne, den er nicht bloß als Verwalter, sondern auch als Sekretär braucht, zu verlangen gewohnt war."

„Ein solches Vertrauen kann mich nur ehren," entgegnete Asten.

„Sie schrieben mir, daß Sie vor dem Kriege schon der ganz selbständige Verwalter eines größeren Gutes gewesen — es fällt mir ein, daß ich Ihnen die Abschriften Ihrer Zeugnisse aus Hohenheim nicht zurücksandte — verzeihen Sie es ..."

„Bitte, ich kann sie ja jetzt zurücknehmen. Ich habe ein größeres Gut in Unterfranken —“

„Sie nannten mir den Namen nicht?“ unterbrach ihn der Freiherr.

„Ein Gut,“ fuhr, wie in der Zerstreuung diese Zwischenfrage überhörend, Asten fort, „von etwa 1600 Tagwerk und meist Weizenboden selbständig verwaltet bis leider der Eigentümer den über und über verschuldeten Besitz seinen Gläubigern überlassen mußte. Es war kurz ehe der Krieg ausbrach — ich war ohne Stellung, konnte also mit desto freierem Mute mich wieder einstellen lassen. In Frankreich bin ich nicht ganz Soldat gewesen — ich habe da manche Anregung für mein Fach erhalten, namentlich in Beziehung auf den Gartenbau und die Obstbaumzucht, die ich bisher mehr unbeachtet gelassen — Haus Breitenol, habe ich gesehen, besitzt sehr schöne, nach dem Flusse hinunter abterrassierte Gärten . . .“

Der Freiherr hatte die Arme auf dem Rücken zusammengelegt und sah, wie es schien, sehr nachdenklich auf den Boden, während er auf und ab schritt und Asten, ihm zur Seite bleibend, weiter sprach.

„Hören Sie, Herr Asten,“ sagte er dann, seinen neuen Verwalter unterbrechend, „es ist besser, daß man unangenehme Dinge möglichst rasch anfaßt und zu erledigen sucht — ich bin leider in die Notwendigkeit versetzt, Ihnen eine Erklärung machen zu müssen, die

zu derartigen Dingen gehört, und ich will es gleich jetzt tun . . ."

„Eine unangenehme Erklärung?" rief Asten, leicht die Farbe wechselnd, aus.

„So ist es. Wir sind schriftlich über alle Bedingungen Ihres Eintrittes in meine Dienste übereingekommen. Sie erhalten 600 Taler Gehalt, werden als zur Familie gehörig behandelt, und unser Vertrag gilt zunächst für drei Jahre . . ."

„Ich denke, so war es, Herr Freiherr."

„Ich kann," fiel der Freiherr ein, „diese letzte Bedingung nicht mehr innehalten . . ."

„Ah" — sagte Asten errötend — „Sie geben mir damit ein Mißvertrauensvotum . . ."

„O nein, nicht im geringsten. Die Wahrheit zu sagen — ich bin nicht mehr in der Lage, solche Verträge auf so lange Dauer einzugehen."

„Ah — Sie wollen doch dieses schöne Gut nicht etwa verkaufen?"

„Nein, gewiß nicht; das wäre auch unmöglich, es ist Fideikommißgut. Aber es sind Umstände eingetreten — seit wenigen Tagen erst — hätte ich in diesen Tagen Ihre Adresse gehabt, so hätte ich Ihnen geschrieben; aber Sie waren auf dem Rückmarsche, und ich erhielt erst gestern morgen Ihre Anzeige, daß Sie kommen würden — ich sagte, es sind Umstände eingetreten, welche mich hindern, eine so lange Verpflichtung einzu-

gehen. Ich bedauere es jetzt, wo ich Sie kennen gelernt, doppelt lebhaft, aber . . ."

Asten war diese Mitteilung, da ihm sehr um eine dauernde Anstellung zu tun war, freilich sehr unangenehm. Der Freiherr machte seine Erklärung jedoch so offenbar bedrückt und gepeinigt, daß Asten nicht anders konnte, als einmal wieder ganz unter den Einfluß der „Höflichkeit des Herzens" zu geraten, welche in ihm so stark ausgebildet war, ja, welche ihn bis zur Schwäche beherrschte — er machte sich wenigstens oft, wenn er sich ihr im ersten Augenblicke zu sehr hingegeben, diesen Vorwurf.

„Ich bitte Sie, Herr Freiherr! Wenn Sie mir die Erklärung geben, daß plötzlich eingetretene Umstände Sie verhindern jene Bedingung zu erfüllen, so kann ich auch nicht darauf bestehen! Lassen wir diesen Punkt also auf sich beruhen, bis die Umstände Ihnen erlauben, ihn mit mir festzustellen. So lange erkläre ich Sie gern an keinerlei Bedingung in Beziehung auf die Dauer meines Verhältnisses zu Ihnen gebunden — an keinerlei."

„Sie zeigen mir ein großes Vertrauen, Herr Asten, und verstärken nur noch meinen Wunsch, daß dieses Verhältnis recht lange Dauer erhalte. In der Tat, Sie zeigen sich in hohem Grade uneigennützig, mehr wie man es heutzutage zu finden gewohnt ist — lassen Sie mich Ihnen die Hand geben und Ihnen sagen,

daß diese gütige Aufnahme dessen, was mir sehr schwer wurde Ihnen zu erklären, mich Ihnen verpflichtet hat — in der Tat, Herr Asten, ich danke Ihnen."

Asten nahm die Hand, die ihm der alte Herr reichte; dieser war eigentümlich bewegt und fast ergriffen von dem allen, so daß im stillen Asten sich fragte, was er haben möge!

Der Freiherr erinnerte sich jetzt, daß man ihn drinnen im Hause zum Frühstück erwarten werde — er machte eine einladende Handbewegung und ging durch die Glastüre vorauf in den Gartensalon . . . es war natürlich, Asten konnte es nicht anders erwarten, doch machte es einen etwas deprimierenden Eindruck auf ihn . . . aber das mußte überwunden werden, er war ja entschlossen, alle Bedingungen seiner Stellung mit Mut und bescheidener Selbstverleugnung über sich ergehen zu lassen.

Der Familie des Freiherrn war er schon gestern Abend vorgestellt, dem Sohne, Baron Gerwin, der Tochter, Fräulein Sidonie, und einem ältlichen Fräulein, das als entfernte Verwandte im Hause Aufnahme gefunden zu haben schien, und, wie sich später herausstellte, über dem vergeblichen Warten auf eine Hofdamen-Anstellung so gelb und runzelig geworden war; nur der Frau vom Hause, die gestern nicht sichtbar gewesen, stellte der Freiherr von Breitenol ihn jetzt erst vor als:

„Der neue Verwalter, Herr Asten, meine Liebe."

Die gnädige Frau war ein zartes, leidendes Däm-

chen; sie wurde in einem Fauteuil von dem Kutscher, der gestern Asten gefahren und der heute den Lakaien machte, an den Frühstückstisch geschoben. Doch lag etwas außerordentlich Wohlwollendes und Wohllautendes in der feinen Stimme, womit sie, nachdem sie mit der mageren weißen Hand die Rüschen ihrer Haube von beiden Wangen zurückgestrichen, fragte:

„Sie sind im Felde gewesen, Herr Asten? Die Ihrigen waren wohl recht ängstlich um Sie besorgt?"

„Kaum," versetze trübe lächelnd der junge Verwalter — „die Meinigen sind nur in so entferntem Verwandtschaftsgrade mein, daß sie, fürchte ich, durch meine Gefahren nicht in ihrem ruhigen Schlafe gestört worden sind. Meine Eltern sind tot — beide."

„Ah . . . so allein stehen Sie in der Welt? Dann wünsche ich, daß Sie recht heimisch bei uns werden," sagte die alte Dame mit einem Blicke so rührenden Wohlwollens auf den jungen Mann, daß dieser ihr vollständig gewonnen wurde.

Der Sohn und Stammhalter des Hauses, wie es schien, eine gutmütige und ehrliche Junkernatur, wechselte nun auch einige begrüßende Worte mit Asten — die Tochter, ein stilles, hochgewachsenes junges Mädchen, welches dem Vater sehr ähnlich sah und recht hübsch war, fiel Asten nicht just dadurch, sondern durch die Beflissenheit auf, womit sie schweigend und im stillen ihn zu beobachten schien, so oft er sich eben unbeobachtet

glauben konnte. So oft er dem Freiherrn, der ihn in eine mit ziemlich großer Zerstreutheit und Lässigkeit geführte Unterhaltung zog, eine Antwort gab, — stets so bestimmt und erschöpfend, wie man sie höher gestellten Personen gibt — lag auch, wie er bald wahrnahm, der seitwärts nach ihm herüberschielende Blick des gnädigen Fräuleins auf ihm. Machte seine Erscheinung sofort einen so großen Eindruck auf sie? Er war nicht eitel genug, der Sache diese Auslegung zu geben. Zudem hatte er eine unbestimmte Erinnerung, ein Gefühl in sich, als sei ihm dieses hübsche, frische, runde Gesicht nicht ganz fremd — er mußte es in seinem Leben schon einmal gesehen haben — oder doch ein ihm sehr ähnliches — wann, wo, das wußte er freilich nicht und dachte auch nicht darüber nach, da sich eine Beobachtung ihm aufdrängte, die ihn mehr beschäftigte.

Er bemerkte, daß weder der Sohn, noch die Tochter des Hauses, noch die Cousine sich in die Unterhaltung mischten. Galt bei dem Freiherrn von Breitenol die strenge Hausordnung, die bei den Mahlzeiten in manchen adeligen Häusern den jüngeren Familiengliedern das Sprechen untersagt? Aber dann hätte die Frau vom Hause doch am Gespräche teilgenommen. Auch sie schwieg; es lag etwas wie eine Wolke auf ihren feinen wachsbleichen Zügen; es lag, das war offenbar, etwas wie eine Wolke, wie ein Druck auf den Zügen aller; man genoß von den Frühstücksgegenständen mit

einer für Landbewohner nicht natürlichen Mäßigkeit; der Sohn vom Hause starrte in die Wolken und schien nach und nach seine Umgebung zu vergessen.

Er wurde aus seiner Zerstreutheit erst wieder geweckt, als die Hausfrau schon nach kurzer Zeit das Mahl aufhob; er näherte sich jetzt Asten und sagte diesem, daß er nach einer halben Stunde kommen werde, um ihn zu einer gründlichen Inspektion der ganzen Gutswirtschaft aus seinem Turme abzuholen. Asten empfahl sich — im Inneren schon nach kurzem Kombinieren sich ganz klar darüber, was auf den Gemütern seiner neuen Hausgenossen lasten müsse, und was nun auch ihn selbst anging und sein Schicksal anders bestimmen mußte! In der Tat, was konnte es anders sein, als daß Gerwins Verlobung in Frage gestellt oder gar abgebrochen worden, daß die Aussicht, von dem Schwiegervater ein eigenes Gut zu bekommen, für ihn geschwunden oder doch sehr zweifelhaft geworden war? Als nächste Folge davon konnte er fortfahren, das väterliche Gut Breitenol zu verwalten — der neue Verwalter aber war dann überflüssig! Des Freiherrn Wort hatte es Asten klar genug angedeutet, daß es so und nicht anders sein könne!

III.

Diese Entdeckung war für Asten schmerzlich genug. Nicht allein, daß er nun seine Bemühungen, eine Stellung zu suchen, während diese hier doch ihm so zusagend war, wieder aufnehmen sollte und daß dabei ein doppelt peinigendes Gefühl der Heimatlosigkeit über ihn kam — auch die Hoffnung schwand damit, die Nachbarschaft jener Station ausbeuten zu können, auf welcher ihm die bezaubernde Reisegefährtin, die von jenseits des atlantischen Ozeans gekommen war, deren Erscheinung ihn in allerlei Träumereien, wie von einer seligen Insel Atlantis, gewiegt, entschwunden — auch diese Hoffnung schwand ihm mit allen anderen! So gingen, nachdem Gerwin von Breitenol ihn seinem Versprechen gemäß abgeholt, beide jungen Männer ziemlich einsilbig und gedankenverloren nebeneinander durch alle die Herrlichkeit von eben ergrünenden Laubwäldern, von aufsprießenden Saaten, von Wiesen, auf denen das rieselnde Bewässerungssystem das erste Grün über die „Narbe“ verbreitete. Asten war es dabei zumute, als ob die Melancholie des liebeverlorenen Junkers Gerwin ansteckend auf ihn selber wirkte; als ob sie trotz Lerchenschlag und Birkenduft an diesem klaren, milden Früh-

lingsmorgen ihn selber nur immer tiefer versenkte in sehnsüchtiges Leid.

Als sie zurückkamen und Junker Gerwin sich von ihm getrennt, fand er in seinem Turmzimmer auf dem Tische einen Stoß großer Bücher. Es waren Wirtschaftsinventare, Renteirechnungen, die ganze Gutsregistratur, in die er sich, um Zerstreuung und Trost zu suchen, jetzt stürzen konnte. Er sah zwar daraus, daß der Junker Gerwin, der sie geführt, ein passabel ordentlicher Mensch und der Freiherr von Breitenol ein recht anständig situierter Mann sei. Aber Trost — Trost über seine wieder in Frage gestellte Lage, Trost für seine Herzenswunde stand in diesen Kolonnen mit all den Zahlen und für verkaufte Butter, Weizen und Heu eingenommenen oder für Knechtelohn, reparierte Pflüge und Drainröhren ausgegebenen Summen nicht eingeschrieben. Doch ging ein Teil des Tages damit hin, und vom Rest wieder ein Stück mit Astens Teilnahme am Einfahren von zwei jungen Pferden; vor dem Abendessen unterhielt der Freiherr von Breitenol, wieder auf der Terrasse mit ihm auf und ab gehend, seinen neuen Verwalter mit allerlei Bemerkungen und Andeutungen über die Verhältnisse der Gegend; und so verlief der Tag — und als ein neuer kam, erhob sich Asten mit dem Vorsatze, doch den Freiherrn ein wenig direkter zu fragen, wann er eine bestimmte Entscheidung über Dauer oder Nichtdauer seiner Stellung erwarten dürfe.

Vor oder bei dem Frühstücke war das heute freilich nicht möglich. Sein Frühstück wurde Asten heute auf sein Zimmer gebracht. Der Diener sagte, die Herrschaft erwarte in den Morgenstunden Gäste. „Sie kommen mit der Eisenbahn," fügte er hinzu, „und ich muß gleich zur Station fahren, um sie abzuholen."

„Ah" — fragte Asten, „vielleicht die künftigen Verwandten des jungen Barons Gerwin."

„Ach nein," versetzte der Diener — „die nicht, die kommen gewöhnlich geritten von Artern herüber; von jenseits des Flusses drüben. Aber sie sind jetzt schon seit acht Tagen, seit Baron Gerwin zum letzten Male drüben war, nicht mehr hier gewesen."

„Und kamen sie früher öfter?"

„O, fast alle Tage," sagte der Lakai, der eben wieder in den Kutscherrock schlüpfen wollte, und den Asten auch nach einer Viertelstunde richtig abfahren sah, diesmal jedoch mit einer eleganten Chaise und in voller Staats- und Galla-Livree.

„Meine Vermutung ist richtig; und seit acht Tagen also ist die Katastrophe eingetreten!" hatte sich Asten gesagt, als der Mann sein Zimmer verlassen.

Als er später gegangen war, um draußen eine Feldarbeit zu kontrollieren, begegnete ihm das gnädige Fräulein auf dem Hofe. Es war merkwürdig wie sie seinen stummen Gruß erwiderte. So außerordentlich höflich und verbindlich. So beinahe spöttisch verbind-

lich; in der Tat, es war ein ganz spöttisches Lächeln, was ihre Lippen kräuselte. Und beinahe war es, als ob sie stehen bleiben wollte, um Asten anzureden. Aber nein, sie blieb stumm und ging weiter dem Hause zu. Und Asten ging ebenfalls weiter seines Weges und grübelte dabei: „Was hat diese junge Dame? was will sie dir sagen mit ihrem ironischen Lächeln?"

Er kehrte um Mittag heim und sah den Wagen, der am Morgen zur Eisenbahn gefahren, abgespannt auf dem Hofe stehen. Die erwarteten Gäste waren also angekommen. In der Tat, auf der Terrasse ging der Freiherr von Breitenol mit einem kleinen, ziemlich korpulenten Herrn mit goldener Brille auf und nieder. Als dann eine halbe Stunde später die Tischglocke geläutet worden und Asten sich in den Speisesaal begab, fand er erst einen der Tischgäste darin — er hatte ihn schon gestern als eine Art Kollegen kennen gelernt; es war der Förster, ein starker, hochgewachsener Mann von ungelenkem und blödem Wesen, der sich in Gegenwart der Herrschaft sehr scheu und still verhielt. Nach einer ziemlich langen Pause öffnete sich eine Flügeltüre — herein kam, diesmal auf ihren Füßen, aber auf Germins Arm gestützt, die gnädige Frau; hinter ihr der Freiherr von Breitenol, an seinem Arme eine schwarzgekleidete junge Dame führend und endlich das gnädige Fräulein vom Hause am Arme des Mannes mit der goldenen Brille.

Asten aber stand wie angedonnert.

Das schwarzgekleidete junge Mädchen am Arme des Freiherrn war niemand anders — als seine Reisegefährtin aus Nordamerika!

Sie erkannte ihn ebenfalls sofort wieder; sie wurde rot in dem Augenblicke, wo sie ihn sah und nun ihren großen Blick voll und fragend auf ihn richtete.

„Bitte, lassen Sie sich hier nieder," sagte der Freiherr, indem er auf den Stuhl zu seiner Rechten deutete — er mußte dabei gewahren, wie fragend ihr Blick auf Asten lag, denn in leichter, flüchtiger Weise setzte er vorstellend hinzu:

„Herr Asten, mein Verwalter!"

Bei dem Förster fand er keine Veranlassung, eine Ausnahme von der Regel zu machen, die Hausbeamten den Gästen nicht vorzustellen.

Die Amerikanerin nahm Platz, sich mit einem eigentümlichen Mienenspiele die Lippen beißend. Ihr Blick kehrte dann sogleich mit demselben fragenden Ausdrucke zu Asten zurück — aber er lag offenbar sehr ungnädig auf ihm, dieser Blick . . . es war Staunen darin, aber von freudiger Überraschung jedenfalls auch nicht das mindeste. Auch erwähnte sie mit keiner Silbe des Umstandes, daß sie Asten auf der Reise kennen gelernt. Ihr Wesen machte auch ihm vollständig unmöglich, etwa seinerseits über dieses Zusammentreffen ein Wort fallen zu lassen. Er begnügte sich damit, ihren Blick, so oft

dieser zu ihm zurückkehrte, offen, mit einem gewissen Trotze zu erwidern. Zu diesem Trotze stachelte ihn eine Empfindung bitterer Demütigung, die er leise über sich kommen fühlte. Es war so klein, so unmännlich — das sagte er sich bald nachher selbst; aber im ersten Augenblicke fühlte er es unsäglich demütigend, vor ihr hier in der Rolle des Bediensteten eines Mannes, den die Herrschaft nur für eine halbe Stunde in ihre Gesellschaft aufnimmt, um doch während derselben sein Dasein gänzlich zu ignorieren, erscheinen zu müssen. Mein Gott, er war nicht daran gewöhnt, die Rolle war ihm so neu; sie war doch schwerer durchzuführen, als er es gedacht; er wünschte sich weg, weit weg von hier; er war nahe daran, sich um Monate in der Zeit zurückzuwünschen, in den Krieg zurück, in irgendeine Schlacht und eine ehrliche Kugel sich in den Kopf — wahrhaftig, es war besser, als so den Kampf des Lebens, den Kampf um das tägliche Brot zu führen. Der Freiherr machte mit einer besonderen Förmlichkeit, mit einem gehaltenen Würdebewußtsein seinen Gästen die Unterhaltung. Doch nannte er das junge Mädchen kurzweg Marie; sie mußte also eine Nahestehende, eine Verwandte sein; den Herrn mit der Brille redete er: „Herr Justizrat" an. Die Fremde antwortete ihm mit der ganzen Unbefangenheit, der ganzen naiven Selbstgewißheit, die Asten kannte, die solchen Zauber auf ihn geübt. Sie blickte dabei eben so unbefangen auf alles, was sie umgab; es war

offenbar, daß all' das adelige Wesen und die förmliche Sitte ihre Verwunderung erregte; ihre Unbefangenheit aber schien nicht im geringsten dadurch beeinträchtigt. Wenn ihr Blick auf Asten zurückglitt, kräuselte sich jedesmal ihre Lippe, und eine kleine Falte erschien dann an derselben Stelle, die sie so anmutig im Eisenbahncoupé gerieben hatte, um über das Wort Fideikommiß ins klare zu kommen.

Übrigens wäre ihr die Sitte, welche sie hier im Hause Breitenol umgab, zu anderen Zeiten wohl nicht ganz so förmlich erschienen, wie es heute der Fall sein mußte. Man war heute ganz absonderlich förmlich; es war, als ob außer dem Hausherrn und dem Justizrate und der jungen Amerikanerin fast niemand zu reden wage; die Hausfrau schwieg und aß beinahe nichts; Junker Gerwin aß wenig und schwieg ebenfalls; die Cousine allein aß, aß viel, aß mit energischer Hast, just als ob sie einen Ärger an den Speisen auslassen wollte, und der Förster allein aß noch mehr und noch rascher, als ob er an der Erledigung einer Aufgabe arbeite, nach der er, das Seinige geleistet und jedes Zwanges ledig, wieder aus dieser drückenden Luft in seine freie Waldnatur flüchten dürfe. Asten versuchte, um den Schein der Unbefangenheit zu wahren, wenigstens mit ihm eine Unterhaltung anzuknüpfen; aber er gab nur eine einsilbige Antwort; Junker Gerwin jedoch griff nach der Gelegenheit, ganz demselben Drange zu folgen, der Asten

antrieb zu sprechen; er antwortete ihm statt des Försters, und sie sprachen von den Vorteilen, welche die Verwertung junger Eichenbestände zu Grubenholz gewähre — beiden war Grubenholz das letzte in der Welt, was sie in diesem Augenblick interessierte.

Als die Tafel aufgehoben war, zog sich die Familie auf die Terrasse zurück; der Förster war mit einer bei seiner breiten Geschwindigkeit, ohne daß Asten nur wahrgenommen wie, verschwunden, fort, wie in Luft aufgelöst; es mußte geschehen sein, als Asten der abgehenden Herrschaft seine tiefe Verbeugung gemacht und zugleich Fräulein Sidonie, an ihm vorübergehend, holdlächelnd ihm gesagt:

„Bitte, kommen Sie auf die Terrasse, der Kaffee wird dort draußen serviert."

Sollte er folgen? Freilich, er mußte, denn Fräulein Sidonie wandte sich nach ihm um, wie um ihn mit ihrem Blicke gefangen zu halten.

Er schritt durch die offene Glastüre ihr nach auf die Terrasse hinaus; die übrige Gesellschaft war langsam der Rebenlaube am Ende derselben zugewandelt, während Fräulein Sidonie sich sogleich rechts wandte, wo auf einem gedeckten und mit Stühlen umgebenen Tische das Kaffeegerät aufgestellt war; sie machte sich hier mit dem Ordnen desselben zu schaffen.

Asten mußte natürlich in der Nähe des Kaffeetisches bleiben; seine Stellung schrieb ihm vor, in be-

U. OF ILL. LIB.

scheidener Haltung anzudeuten, daß er nicht der Gesellschaft wegen und um sich ihr zur Unterhaltung anzuschließen, sondern nur und ganz allein des Kaffees wegen hier erscheine.

Fräulein Sidonie, ihm bei ihrem Ordnen der Tassen den Rücken wendend, sagte:

„Kennen Sie die fremde Dame?“

„Weshalb, mein gnädiges Fräulein?“

„Ich dachte ... Ihrer Miene nach ...“

„Ich bin mit ihr im Eisenbahnzuge, der mich hierher brachte, gereist!“

„So, so — als ich sah, daß Sie beide sich wieder erkannten, nahm ich an, Sie hätten sie wohl in irgendeinem Badeorte, an irgendeinem Hofe oder sonstwo in der großen und vornehmen Welt kennen gelernt!“

Fräulein Sidonie flötete das sehr ironisch mit jenem sanften Tone von herzlicher Güte heraus, welche den Damen so zu Gebote steht, wenn sie uns sarkastische Dinge sagen. Auch wandte sie sich plötzlich Asten zu und sah ihm voll ins Gesicht.

„Ah ... mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte dieser betroffen — „Sie wissen recht gut, daß jene Dame direkt aus Amerika kommt ...“

„Freilich, ich weiß das,“ sagte sie; „die Cousine Marie kommt aus Amerika.“

„Also konnte sie doch nicht an einem Hofe ...“

„Nein, Sie haben darin recht — ich sagte das auch nur, um etwas anderes auszudrücken; um Ihnen zu sagen, daß ich weiß, aus welcher Gesellschaft Sie kommen."

„Gewiß nicht aus einer Hofgesellschaft! Ich komme aus dem Felde . . ."

„Sie kommen aus dem Felde; aber bevor Sie ins Feld zogen, verkehrten Sie in anderen Lebenskreisen als die, denen Sie hier vorgeben anzugehören."

„Ich habe Ihnen nichts vorgegeben, ich habe nicht gesagt, welchen Lebenskreisen ich angehört habe, mein gnädiges Fräulein!" sagte Asten ein wenig bestürzt.

„Es wäre auch unnötig gewesen," fiel das Fräulein ein; „mich hätten Sie nicht getäuscht; ich weiß, wer Sie sind . . ."

„Wer bin ich denn?"

„Ein Baron Asten-Horchhausen."

„Habe ich das je geleugnet?"

„Doch, indem Sie vor meinem Vater, vor uns allen die Rolle eines armen Verwalters von dunkler Herkunft spielten, indem Sie sich in dieser Rolle in unser Haus einführten."

„Ich bin auch arm und bin Ihres Vaters Verwalter — was ist Unwahres in meiner Rolle?"

„Wenn Sie wüßten, wo ich Sie gesehen habe, würden Sie nicht so reden."

„Wo haben Sie mich gesehen?"

„In Wiesbaden, vor anderthalb Jahren. Damals waren Sie ein Rittergutsbesitzer aus Franken, Baron Asten, der Freund des Herzogs von M., mit dem Sie auf der Promenade umhergezogen, fortwährend umringt von der Jeunesse dorée, ein Stammgast am grünen Tische . . .“

„Mein Gott, wenn ich nun aber am grünen Tische mein Rittergut damals verspielt hätte? Und nun die löbliche Absicht hätte, hier durch ehrliche Arbeit und Tätigkeit mein Brot zu verdienen — würden Sie mir sagen: Gehen Sie, der Freund des Herzogs von M. darf nicht so handeln, die Rücksicht auf seine Bekanntschaften unter der Jeunesse dorée läßt ihm nur einen anständigen Ausweg offen — den, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen?“

Asten stieß das flüsternd, aber höchst bewegt hervor — auch Fräulein Sidonie sah ihm mit beredtem Mienenspiele ins Gesicht — aber sie antwortete nicht, mit einer Bewegung des Kopfes flüsterte sie nur zurück:

„Still, man hört Sie —“

Ihre Kopfbewegung deutete Asten an, daß er um sich blicken solle; als er es tat, sah er die amerikanische Cousine, die, langsam auf der Terrasse näher kommend, jetzt eben stehen geblieben war und die beiden jungen Leute sehr gespannt zu beobachten schien.

„Ich bitte Sie, mein Geheimnis nicht zu verraten,“ flüsterte Asten jetzt hastig heraus, „bis Sie die

Gnade gehabt haben, mich noch einmal anzuhören — oder taten Sie es, verrieten Sie es schon?"

„Nein," sagte sie — „seien Sie ruhig darüber."

Und mit geröteten Zügen wandte sie sich von ihm ab und eilte auf die Cousine Marie zu; in ihrer Bewegung über die eben gehabte Explikation legte sie zärtlich ihren Arm in den der amerikanischen Cousine und zog diese fort, um mit ihr auf der Terrasse plaudernd auf und ab zu gehen. Die letztere, das nahm Asten aus der geringen Entfernung sehr deutlich wahr, antwortete nur sehr kühl und sehr einsilbig auf das lebhafte Geplauder, welches Fräulein Sidonie in ihrer Verlegenheit begann.

Asten war über und über heiß geworden. Diese Erklärung, die das Fräulein vom Hause ihm in seine, schon wegen der plötzlichen Begegnung mit dem fremden Mädchen so heftige Gemütsbewegung hineingeworfen, erregte ihn in einer Weise, daß er unmöglich fand, hier in bescheidener Schweigsamkeit, mit einer Kaffeetasse in der Hand, den Statisten zu machen; da es ja auch nur Fräulein Sidoniens Einfall gewesen, ihn herbeizuziehen, konnte er um so besser das Beispiel des schlauen Försters nachahmen und verschwinden. Im nächsten Augenblicke war er deshalb im Eßzimmer zurück, und nachdem er sich seines Hutes bemächtigte, eilte er, in seinen festen Turm zu kommen, wo er sich in verzweifelter Stimmung auf ein altes, hartes Roßhaar-

sofa warf, das alle Spuren der Verbannung aus einstigen glänzenderen Räumen und Umgebungen an sich trug, und also so recht ein Platz wie gemacht zum Nachdenken für einen heruntergekommenen Mann gleich ihm war.

Fräulein Sidonie ging unterdessen mit der „Cousine Marie“ auf der Terrasse auf und ab, während die übrige Gesellschaft sich noch in der Rebenlaube da oben, wo sie sich niedergesetzt hatte, aufhielt, und Cousine Marie hörte, wie gesagt, einsilbig Sidoniens Worten zu, bis sie sie plötzlich unterbrach und sagte:

„Ist der Herr, mit dem Sie redeten, Ihr Verwalter?“

„So ist es.“

„Was ist Verwalter?“

„Er überwacht die Wirtschaft, die Knechte, führt die Rechnungen . . .“

„Er ist ein sehr schöner Mann!“ bemerkte Marie, mit ihrem amerikanischen Tonfall kurzab die Worte hervorstoßend.

„Finden Sie? Er ist es in der Tat.“

„Er hat ein sehr distinguiertes Wesen — ganz wie ein Gentleman.“

„Er scheint recht wohl erzogen.“

„Scheint? Er ist es! Er ist etwas anderes als er scheint.“

„Ah — woraus schließen Sie . . .“

„Ich weiß es.“

„Sie wissen es?“

„Ja, ich weiß es. Ich bin mit ihm auf einem Bahnhofe zusammengekommen. Es waren da Prinzen und Grafen um ihn. Ich habe gesehen, daß er nicht ist, was er scheint.“

„In der Tat?“

„Wissen Sie es nicht?“

Cousine Marie sah Sidonien sehr groß mit ihrem fragenden Blicke an. Das Fräulein Sidonie errötete sehr lebhaft unter diesem fragenden Blicke.

„Wenn ich es wüßte,“ begann sie stockend, „so brauchte es mich nicht zu kümmern.“

„O, es kümmert Sie doch!“ versicherte Cousine Marie mit einer großen und unerschütterlichen Bestimmtheit. — „Man muß immer die Wahrheit sagen,“ setzte sie hinzu, als Sidonie jetzt ein wenig erstaunt, ein wenig gereizt, ein wenig herausfordernd sie anblickte.

„Man muß immer Geheimnisse, welche uns nichts angehen, achten und den Leuten überlassen, deren Eigentum sie sind; man muß sich nie hineindrängen!“ platzte nun Sidonie unwillig heraus.

„Oh — ich bin nicht Ihrer Ansicht,“ entgegnete die Amerikanerin kühl. „Es fragt sich, welcher Art die Geheimnisse sind. Ich sah auf unserem Schiffe auf meiner Herfahrt einen Schiffsjungen heimlich mit einer goldenen Brosche aus der leeren Kabine einer Dame

kommen. Ich habe das Geheimnis des Schiffsjungen nicht geachtet. Ich habe mich hineingedrängt und es der Dame gesagt; ich habe es auch dem Kapitän gesagt. Er hat mir gedankt und den Jungen sehr stark schlagen lassen!"

Die gelbe Cousine kam eben hinzu und unterbrach die weitere Auseinandersetzung der jungen Damen über ihre verschiedenen Grundsätze in bezug auf anderer Leute Geheimnisse; ihr folgte die Gesellschaft aus der Laube her, und Fräulein Sidonie begann den Kaffee einzuschenken — sie war so geärgert, daß ihr Arm dabei zitterte — und um so mehr zitterte, weil wieder der abscheuliche fragende Blick der Fremden auf ihr lag und jede dieser zitternden Bewegungen beobachtete.

Was dachte diese Person von ihr? Sidonie war entrüstet bei dem Gedanken an das, was sie von ihr voraussetzte. Und jedenfalls, sagte sie sich, müßte sie Asten mitteilen, daß vor ihr sein Geheimnis nicht sicher sei.

Sehnsuchtsqual und Liebeskummer — wie entsetzlich sind sie, welche Dämonen, die ein armes Menschenherz bis zur Verzweiflung quälen können; welche Vampyre, die ihm den Lebensmut aussaugen, welch böse Mächte, die zu Torheiten, Gewalttaten und in den Untergang treiben können! Sie machen den Klügsten dumm und den Geistreichsten abgeschmackt; sie machen den Mutigsten feig und stellen den Verständigsten und

Weisesten außerhalb des Kreises der Zurechnungsfähigkeit.

Und doch — welch wohltuende Schutzgeister können diese Dämonen sein; welch rettende, behütende Macht können sie — ganz ähnlich jener behütenden Macht einer gründlichen Trunkenheit, die oft so wunderbar bei einem tollen Abenteuer, bei einem gelegentlichen Sturze von halsbrechender Höhe herab ihre ans Unerklärliche streifende, rettende Wirkung zeigt!

In der Tat, Sehnsuchtsqual und Liebeskummer, sie sind ein Panzer ein aes triplex circa pectus für jegliche andere irdische Anfechtung . . . wir glauben, daß alle die zahllosen Dichter, Denker und Menschenbeobachter, welche sich mit der Philosophie des Herzens beschäftigten, diese Seite der Leidenschaft noch durchaus nicht hinreichend gepriesen und gewürdigt haben. Selbst die alte Kunst weist keinen amor consolator auf; und der Eros ist doch etwas von einem den Menschen gesendeten Paraklet. Alle die bösen Dinge, welche Hamlet in seinem berühmten Monologe aufzählt, als des Menschenlebens Verbitterungen von unerträglicher Art:

„Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Den Uebermut der Ämter und die Schmach,
Die Unwert schweigendem Verdienst erweist,"

und noch hundert andere mehr, sie werden leicht ertragen von dem, der an Liebesqual und Sehnsucht leidet. Was kümmert ihn, wenn sein Lieblingshund entlaufen, seine

Kasse gestohlen, sein Theaterstück ausgepfiffen, oder gar sein Haus eingestürzt ist! Er hat nur Sinn für den einen, einen Kummer, nur Empfindung nach der einen Richtung hin, und alle seine Gedanken strömen nur in dem einen Bette und Rinnsale dahin, zu dem sie immer wieder zurückkehren, vollständig unverwundbar und unerreichbar für jeden anderen Gram.

Asten empfand das, als er auf seinem harten Sofa träumend dalag, sehr bald. Die Tatsache, daß Fräulein Sidonie ihn früher gesehen und wiedererkannt, daß das seine ganze Stellung im Hause unmöglich machen müsse, verlor sehr bald ihr Gewicht bei ihm. Daß hier in Breitenol Verhältnisse eingetreten, welche ihm, wie der Freiherr ihm ja schon angedeutet, die eben gewonnene Stelle wieder nehmen, ihn aufs neue in die Heimatlosigkeit hinaustreiben mußten, beschäftigte ihn sehr wenig mehr; der Gedanke, daß er rasch Schritte tun müsse, um nun seine nächste Zukunft in anderer Weise zu sichern, die Sorge, daß ihm das nicht gelingen werde, sie lagen nicht mehr auf ihm.

Er dachte nur an diese „Cousine Marie", die ihn so wenig wohlwollend und erfreut mit ihren Blicken gemessen, als sie ihn hier plötzlich vor sich gesehen — in der er nun eine Verwandte seiner Herrschaft entdeckt, ein wahrscheinlich sehr reiches, alle möglichen Ansprüche machendes Geschöpf, das für ihn, ihn den armen, bis

zur Verleugnung seines Adels heruntergekommenen Junker ewig unerreichbar geworden.

Er brütete lange, sehr lange über diesen quälenden Gedanken.

Aber so peinigend und herzzerreißend sie auch waren — denn zur Logik seines Gefühls für das junge Mädchen gehörte natürlich, daß sie ihm jetzt, wo sie unerreichbar war, tausendmal begehrenswürdiger schien — so herzzerreißend diese Gedanken auch waren, sie konnten auf die Dauer nicht seine männliche Energie unterdrücken. Und mit dieser sich endlich aufraffend, sagte er sich:

„Aber mag sie hundertmal sein, was sie ist; ist sie nicht auch eine Amerikanerin, von der frischesten und natürlichsten Auffassung der Verhältnisse, wie unsere verschrobenen Zustände hier sie in einem Mädchen fast gar nicht mehr aufkommen lassen? Ist sie nicht dazu auferzogen, den Mann zu achten, der sein Schicksal sich mit eigener Kraft selber schafft und erbaut; wird sie den beharrlichen und mutigen Kämpfer mit dem Leben nicht mehr schätzen als den, der sich bequem und weich von diesem tragen läßt? War ihr Vater, wie sie andeutete, nicht auch solch ein Mann, der sich selbst helfen mußte und ehrenvoll selbst half? „Zum Henker," sagte er aufspringend und leicht den Boden mit dem Fuße stampfend — „wenn ich nur die Zeit, nur ein wenig Zeit gewänne, um ihr zu zeigen, daß es auch hier Männer gibt, die den Kampf des Lebens auf Amerikanisch zu

führen wissen, und, wenn sie auch in einer Art Dienerrolle schweigsam unten am Tische sitzen, doch am Ende dahin gelangen, eine Sprache führen zu dürfen, die sie, sie mit ihrem hellen und klaren Verstande, am besten begreifen wird!"

Als Asten mit einem zornigen Mute, der eine mächtig aufquellende Hoffnung begleitete, diese Worte ausgestoßen, wurde an seine Türe gepocht.

Der Junker Gerwin trat mit dem Justizrate herein.

Nach einem leichten an Asten gerichteten Gruße sagte Gerwin von Breitenol:

„Hier, Herr Justizrat, finden Sie alle die Bücher und Rechnungsabschlüsse, deren Durchsicht Sie wünschten."

„Ich danke Ihnen, Herr von Breitenol, ich denke in einer halben Stunde mir die nötigen Daten daraus sammeln zu können," versetzte der Rechtsmann.

Damit nahm er, ohne weiter Astens Einladung abzuwarten, den Platz desselben vor dem Tische mit den großen Büchern ein. Gerwin ging.

Der Justizrat zog eines der Bücher herbei, schlug es auf, nahm seine Brille ab, um sie zu putzen, bei welcher Beschäftigung er einen prüfenden Blick auf Asten warf, und sagte dann wie zerstreut und sehr verdrossen, indem er sich zu seiner Arbeit wandte:

„Unangenehmes Geschäft das eigentlich!"

„Was ist unangenehm an Ihrem Geschäfte, Herr Justizrat?" fragte Asten, sich an der anderen Seite des

Tisches niederlassend. „Das Durchsehen dieser Bücher? Ich habe mich bereits darin orientiert und bin gern erbötig, Ihnen zu helfen!"

Der kleine Justizrat sah wieder zu ihm auf, schwieg und begann, die Zahlenkolonnen in dem aufgeschlagenen Buche zu überblicken.

„Hm," sagte er alsdann, seine Brille wieder abnehmend und sie noch einmal mit dem Zipfel seines Rockes abreibend — „ich meine nur, daß es ein unangenehmes Geschäft ist, solch eine Exekution vorzunehmen! Haben Sie kein Buch, worin die Endabschlüsse etwa der letzten zehn Jahre zusammengestellt sind?"

„Und welche Exekution nehmen Sie denn vor?" rief lebhaft Asten aus, dem ein Licht aufzugehen schien. „Sie wollen doch nicht etwa das Gut für Gläubiger sequestrieren . . ."

Der Justizrat sah ihn groß an.

„Wenn Schulden da wären, so müßten Sie als Verwalter das doch wissen?" sagte er.

„Ich bin erst seit drei Tagen hier!"

„So, so. Sie wissen also nicht . . ."

„Ich weiß durchaus nicht, was Sie mit dem Worte Exekution sagen wollen."

„Hm — ich will damit durchaus weiter nichts sagen, als daß ich hier bin, um eine Exekution an einem Märtyrer der Standesehre vorzunehmen."

„Einem Märtyrer der Standesehre?"

führen wissen, und, wenn sie auch in einer Art Dienerrolle schweigsam unten am Tische sitzen, doch am Ende dahin gelangen, eine Sprache führen zu dürfen, die sie, sie mit ihrem hellen und klaren Verstande, am besten begreifen wird!"

Als Asten mit einem zornigen Mute, der eine mächtig aufquellende Hoffnung begleitete, diese Worte ausgestoßen, wurde an seine Türe gepocht.

Der Junker Gerwin trat mit dem Justizrate herein.

Nach einem leichten an Asten gerichteten Gruße sagte Gerwin von Breitenol:

„Hier, Herr Justizrat, finden Sie alle die Bücher und Rechnungsabschlüsse, deren Durchsicht Sie wünschten."

„Ich danke Ihnen, Herr von Breitenol, ich denke in einer halben Stunde mir die nötigen Daten daraus sammeln zu können," versetzte der Rechtsmann.

Damit nahm er, ohne weiter Astens Einladung abzuwarten, den Platz desselben vor dem Tische mit den großen Büchern ein. Gerwin ging.

Der Justizrat zog eines der Bücher herbei, schlug es auf, nahm seine Brille ab, um sie zu putzen, bei welcher Beschäftigung er einen prüfenden Blick auf Asten warf, und sagte dann wie zerstreut und sehr verdrossen, indem er sich zu seiner Arbeit wandte:

„Unangenehmes Geschäft das eigentlich!"

„Was ist unangenehm an Ihrem Geschäfte, Herr Justizrat?" fragte Asten, sich an der anderen Seite des

Tisches niederlassend. „Das Durchsehen dieser Bücher? Ich habe mich bereits darin orientiert und bin gern erbötig, Ihnen zu helfen!"

Der kleine Justizrat sah wieder zu ihm auf, schwieg und begann, die Zahlenkolonnen in dem aufgeschlagenen Buche zu überblicken.

„Hm," sagte er alsdann, seine Brille wieder abnehmend und sie noch einmal mit dem Zipfel seines Rockes abreibend — „ich meine nur, daß es ein unangenehmes Geschäft ist, solch eine Exekution vorzunehmen! Haben Sie kein Buch, worin die Endabschlüsse etwa der letzten zehn Jahre zusammengestellt sind?"

„Und welche Exekution nehmen Sie denn vor?" rief lebhaft Asten aus, dem ein Licht aufzugehen schien. „Sie wollen doch nicht etwa das Gut für Gläubiger sequestrieren . . ."

Der Justizrat sah ihn groß an.

„Wenn Schulden da wären, so müßten Sie als Verwalter das doch wissen?" sagte er.

„Ich bin erst seit drei Tagen hier!"

„So, so. Sie wissen also nicht . . ."

„Ich weiß durchaus nicht, was Sie mit dem Worte Exekution sagen wollen."

„Hm — ich will damit durchaus weiter nichts sagen, als daß ich hier bin, um eine Exekution an einem Märtyrer der Standesehre vorzunehmen."

„Einem Märtyrer der Standesehre?"

„Das finden Sie dumm — nicht wahr?“ fuhr der Justizrat, sich in seinen Stuhl zurückwerfend, und durch seine jetzt blanken Gläser Asten anschauend, fort. „Es ist dumm — sehr dumm! Aber was wollen Sie? Des Menschen Wille ist meist seine — Hölle. Dumm, müssen Sie wissen, sind alle diejenigen, welche es scheinen, und noch die Hälfte derer, welche es nicht scheinen . . .“

„Machen Sie diese schöne Bemerkung, weil Sie mir ansehen, daß ich Ihre Reden absolut nicht begreife?“

„Nein,“ sagte der Justizrat: „ich mache diese Bemerkung nur, weil ich mich ärgere.“

„Und wer ärgert Sie?“

„Dieser . . . Märtyrer da!“

Er machte eine Bewegung mit der Hand, um über seine Schulter weg nach dem Herrenhause zu deuten.

„Der Mann,“ fuhr er fort, „hätte alle Chancen eines äußerst interessanten, langwierigen, verwickelten Monstreprozesses für sich und gibt, statt ihn wider uns aufzunehmen, alles zu, was ich von ihm verlange! Es ist großartig, es ist noch nicht da gewesen, Rabbi ben Akiba ist noch niemals so blamiert worden. Der Mann nennt das seine Standesehre und läßt sich von ihr den Hals abschneiden — soll man sich über eine solche Torheit nicht ärgern?“

„Es kommt auf den Standpunkt an, Herr Justizrat!“

„Standpunkt? Ach was,“ rief der Justizrat aus

— „der gute Bürger braucht keinen anderen Standpunkt als den Paragraphen des Landrechts ... gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und laßt mir, was nach dem Landrechte mein ist, das ist der beste Standpunkt, Herr Verwalter ... aber halten wir uns an die Arbeit," fuhr er, sich wieder über die Bücher stürzend, fort — „haben Sie besondere Bücher über die Forstertäge?"

„Wollen Sie mir nicht sagen, von welcher Angelegenheit, von welchem Prozesse Sie eigentlich reden, Herr Justizrat?" fragte Asten.

Der Justizrat sah ihn wieder wie prüfend an und antwortete:

„Von dem Prozesse, den der Freiherr, wenn er nicht die Marotte hätte, die er seine Standesehre nennt und von der er sich wie ein gutmütiger Hammel abschlachten lassen will, wider diese liebe, hübsche, kleine Amerikanerin führen könnte. Diese herzige, junge Dame, die wie aus den Wolken dahergeschneit kommt, bittet sich mit freundlicher Zutunlichkeit Haus Breitenol und alles, was der Freiherr besitzt, aus — mehr nicht — nur alles, was sein ist, bis auf den letzten Heller — und der Freiherr sagt nicht: liebes Kind, ich werde dir eine hübsche Puppe schenken oder dir als Spielzeug einen hübschen, rotwangigen Junker oder einen blanken Leutnant mit einem wunderschönen blonden Schnurrbärtlein zum Manne verschaffen und damit wirst du zufrieden sein ... nein, er will hergeben, was man von ihm verlangt ...

der arme Märtyrer des feudalen Sparrens! Welche absonderliche Menschen es gibt!"

„Aber ich bitte Sie, Justizrat," rief schwer aufatmend Asten aus — „wie ist das möglich, welche Rechte hat das junge Mädchen . . ."

„Wie das möglich ist? Warum sollte es nicht möglich sein? Solche Dinge kommen vor — solche Ansprüche wenigstens — daß man in solcher Weise darauf antwortet, schon seltener! Der Vater des Freiherrn hinterließ zwei Söhne. Dem älteren kamen als Stammherrn die Güter zu, auch wurde er mit einem sehr hübschen Fräulein verlobt; der jüngere sollte selber sehen, wo er in der Welt bleibe. Diesem selbst, dem jüngeren, unserem Freiherrn drüben, schien wohl billiger, daß eine gewisse Teilung all dieser guten Dinge eintrete, und da er das Gut nicht bekommen konnte, nahm er sich wenigstens die Braut. Möglich auch, daß der Gedanke an eine solche Entschädigung von dieser letzteren ausging. Die Mädchen sagt man sollen öfter die Enterbten, die Habenichts, die armen Teufel vorziehen. Es ist das Geschmacksache; es scheint, daß sie einen armen Jüngling für eine poetischere Erscheinung halten als einen reichen; da die Poeten stets in der Welt zu kurz kommen, halten sie alle die, welche in der Welt zu kurz kommen, vielleicht für Poeten. Dem sei, wie ihm wolle, genug, unser Freiherr ging einige Tage vor der Hochzeit dem Bruder mit der Braut durch. Sie sehen mich erstaunt

an: es ist so, wie ich Ihnen sage: diese ehrenfesten, förmlichen Leute machten einmal solche Streiche — damals als sie jung, sehr jung waren!"

„Und der ältere Bruder?" fiel Asten mit hoch aufatmender Spannung ein.

„Der ältere Bruder? Nun, von dem konnte man nicht just sagen:

Das hätt' er übel fast genommen,
Allein er macht sich nichts daraus!

Nein — er nahm die Sache quer, sehr quer, er reiste dem Paare nach, er wollte die Verräter erdolchen, erwürgen, was weiß ich — am Ende, schien es, hatte nur er selbst sich ein Leid angetan, denn das flüchtige Paar kehrte von der improvisierten Hochzeitsreise, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt war, nach einigen Monaten zurück."

„Und der ältere Bruder war nach Amerika gegangen?"

„So ist es — wie sich jetzt herausstellt. Der unsinnige Mensch hatte nach einer schrecklichen Szene mit den beiden Flüchtlingen dem Bruder erklärt, daß er, nun er ihm die Braut genommen, auch alles nehmen möge; daß er, der Verratene, in die weite Welt gehen wolle; daß er ihm die Strafe des Bewußtseins auferlege, seinen Bruder um alles gebracht zu haben, um Weib, Erbe, Heimat — alles; daß der Vernichter all' seines Glückes leben solle unter der Qual dieses Gedankens bis an sein Ende! Sie sehen, es war ein unsinniger Mensch!

Er selbst hatte es vorher völlig in der Ordnung gefunden, alles an sich zu nehmen und dem Bruder nichts zu lassen; nun der Bruder sich die Freiheit genommen, auch etwas für sich zu begehren, schlägt er diesen tollen Lärm — und straft endlich nur sich! Er verschwindet, verduftet, ist verschollen — am Ende vergessen — bis die Erinnerung an ihn plötzlich in der überraschendsten Gestalt, die man sich denken kann — in einer recht hübschen, das läßt sich nicht leugnen — wieder auftaucht. In der Gestalt dieses jungen Mädchens . . . diese Amerikanerin . . . nicht wahr, sie ist allerliebst?"

„Diese Amerikanerin, diese Cousine Marie ist . . ."

„Die Tochter des Durchgebrannten — wie sie vorgibt, seine einzige Tochter, sein einziges Kind aus einer in Missouri mit einer Miß . . . Miß . . . nun, der Name tut nichts zur Sache — geschlossenen Ehe. Es sind nicht acht, nicht sechs Tage, da erhalte ich aus Antwerpen einen Brief mit der Unterschrift Marie Breitenol; Marie Breitenol schreibt sie sich. Und in dem Briefe steht: „Mein Vater, den ich das Unglück hatte, vor vier Monaten zu verlieren, hat mir aufgetragen, nach Europa zu reisen, und mich dort an Sie zu wenden, den Geschäftsmann seiner Familie, wenn Sie noch am Leben seien. Ich habe Briefschaften, welche ich Ihnen vorlegen soll, mit der Bitte, mein Rechtsvertreter zu sein. Sonst habe ich den Auftrag, mich gleich hier an einen angesehenen Rechtsmann zu wenden. Ich bitte um Drahtantwort,

ob ich Sie finden werde und zu Ihnen kommen darf. Ihre ergebene Marie Breitenol. Praktisch abgefaßt das; kurz und bündig! Ob ich Sie finden werde! Soll heißen: telegraphieren Sie mir, ob Sie leben oder ob Sie tot sind. Wenn Sie zufällig tot sein sollten, so verschlägt es nichts, ich wende mich dann an einen angesehenen Rechtsmann hier! Echt amerikanisch, wie? . . . Nun, ich lebe ja noch! Wir freuen uns ja noch der angenehmen Gewohnheit des . . . der . . . — Goethe hat etwas darüber, Sie werden wissen, was ich meine. Um es kurz zu machen — ich drahtantwortete ihr denn und drahtredete sogleich auch mit dem Freiherrn — und das Ende dieses Drahts ist nun die verfluchte Schlinge, die der Freiherr jetzt um den Hals hat . . . von der er sich strangulieren läßt mit der Geduld und Resignation eines Märtyrers . . ."

„Fräulein Marie ist also die Erbin der Breitenolschen Güter . . .!" rief Asten aus.

„Fräulein Marie hat Beweise, daß der verlorene Sohn in Missouri sich rechtmäßig hat trauen lassen mit Miß Sarah . . . wie nannte ich den Namen eben? Sie hat einen legal ausgefertigten Taufschein, redend über eine Tochter des Baron Breitenol und dieser Sarah . . . ein Zeugnis über ihre Identität mit dieser Person, dieser Tochter heißt das, ausgestellt von dem norddeutschen Generalkonsul in St. Louis — ihr Papa, der alte durch-

gebrannte Fuchs hat vor seinem Tode an alles gedacht . . ."

„Und," unterbrach ihn Asten, „Breitenol ist Fideikommis, das in Ermangelung von Söhnen auch auf die Töchter übergeht . . ."

„Freilich, freilich, das sagt der Freiherr, und so sei es immer gewesen, beteuerte er — aber mein Gott, darüber läßt sich doch prozessieren. Worüber läßt sich nicht prozessieren? Er hat das Archiv! Beweis' es ihm einer, daß Urkunden darüber in seinem Archive sind!"

Asten schüttelte den Kopf. „Er kann an einen Prozeß nicht denken," sagte er. „Er kann von vornherein das Gut nur in Besitz genommen haben als Verwalter seines Bruders, bereit, es ihm in jedem Augenblick zurückzugeben."

„Ihm? Nun ja, ihm! Aber dieser Tochter? Kann sie denn beweisen, daß sie wirklich die Person ist, für welche ihre Papiere ausgestellt sind; daß wirklich . . ."

„Ach das wären unedle Ausflüchte."

„In einem Prozesse ist keine Einrede unedel, junger Mann," rief erhitzt der Justizrat.

„Leider!" sagte Asten.

„Und ist es nicht unedel, so zu verschwinden und die Leute hier sich dreißig Jahre lang in die allertiefste Sicherheit wiegen zu lassen, um dann einen solchen kleinen Dämon von Amerikanerin gegen sie loszulassen? Ich

frage Sie, ist das edel? — Bitte, haben Sie eine Zigarre?"

„Sie steht zu Dienst," versetzte Asten, dem kleinen Rechtsmanne sein Etui bietend.

„Verdammt unedel, dünkt mich," fuhr der Justizrat, seine Zigarre anzündend, fort; „infernalisch; wenn der alte Tückebold noch selbst gekommen wäre; aber den Leuten solch' einen resoluten kleinen Backfisch auf den Hals zu schicken, der damit beginnt, Sie zu fragen, leben Sie noch oder sind Sie tot — ich bitte jedenfalls um Drahtantwort! Und ein Backfisch, der noch obendrein so hübsch ist! Gottesfürchtig und dreist und sehr hübsch! Es muß den Baron Gerwin nun doppelt ärgern, daß er der Sache nicht eine allseits befriedigende und glückliche Wendung geben kann, indem er die Kleine heiratet. Der Ausweg läge so nahe. Aber der unglückliche Mensch ist verlobt und verliebt obendrein. Mit dem Fräulein von Artern, wissen Sie. Oder wissen Sie auch das nicht, peregrinus in Israel? Nun ja, so ist es. Aber der alte Artern wird jetzt natürlich sein Wort zurücknehmen. Er wird sich hüten, seine Tochter einem Menschen zu geben, der nichts hat; er hat mit dem Erben von Breitenol abgeschlossen, aber nicht . . ."

Asten war aufgestanden, um hastig auf und ab zu gehen.

„Das ist ja eine ganz unglückselige Geschichte,"

sagte er, „ein Blitzstrahl, der auf dieses Haus niedergefahren ist, ein namenloses schweres Schicksal, welches den armen Freiherrn trifft!“

„Namentlich,“ fiel der Justizrat ein, „wenn man ihm auch noch die genossenen Einkünfte all’ der Jahre seit dem Verschwinden seines Bruders abfordern wollte. Aber ich denke, ich kann als Vormund der jungen Dame — ich werde wohl vom Gerichte zu ihrem Vormunde ernannt werden — ich denke, ich kann als Vormund es mit meinem Gewissen vereinbar finden, daß ich die Abreise, das Verschwinden des Mannes als ein Verzichten auf die Einkünfte gelten lasse. Der Freiherr drüben war in bona fide; er handelte außerdem als Mandatar oder negotiorum gestor, oder . . .“

Asten hatte seinen Hut ergriffen, wie um ins Freie zu kommen.

„Es ist ganz entsetzlich, dieser Schicksalsschlag!“ sagte er dabei für sich hin.

„Entsetzlich — für Sie doch nicht, daß Sie so niedergedonnert aussehen! Einen Verwalter wird unsere Amerikanerin noch nötiger haben, als der Freiherr, und ich werde ihr raten . . .“

„Entschuldigen Sie mich, Herr Justizrat,“ fiel ihm Asten in die Rede — und im nächsten Augenblicke hatte er sein Zimmer verlassen, um aus allen diesen Explikationen des Rechtsmannes hinaus ins Freie zu kommen.

Es lag ihm zentnerschwer auf der Brust — er wollte, er mußte frische Luft atmen und allein sein.

Das also war der Grund des Druckes gewesen, der auf allen Mitgliedern der Familie gelegen! So war er freilich erklärt. Asten konnte jetzt nur bewundern, wie maßvoll und gefaßt, wie würdig ruhig sich diese Familie in den Stunden, die er unter ihr verlebt, gezeigt. Und dazu war diese Cousine Marie über das atlantische Meer gekommen — zu dieser Exekution, wie der Rechtsmann das nannte! Sie — sie war die Erbin, die Herrin von allem hier — und damit war denn ja auch Astens wieder aufgeglimmte Hoffnung für ewig erloschen und zu Asche geworden. Sie die Erbin von Breitenol! Er dankt für die Aussicht, welche der Justizrat ihm hatte eröffnen wollen, hier als ihr Verwalter, ihr Bediensteter zu bleiben! In einer demütigenden Stellung zu ihr — wohl gar verurteilt, anzusehen, wie nun von allen Seiten sich die Freier um das reiche Mädchen einstellten — wie ein amerikanisch freier Verkehr und ein ungebunden lustiges Leben sich hier entwickelte — die Mädchen in Amerika sind ja an so freie fessellose Bewegung gewöhnt — ach, das ganze Amerika schien ihm jetzt so hassenswert, und die unglückliche Marie, die er jetzt durch einen Strom, breiter als der Ohio, von sich getrennt sah, kam ihm selber hassenswert vor mit ihren unschuldigen, harmlosen Blicken, ihrem unbefangenen, heiteren Wesen, ihren naiven Fra-

gen, ihrem stillen Gleichmute, während sie doch wissen mußte, was sie tat, wozu sie kam . . .

Und hatte sie ihn denn damals, als sie im Eisenbahnwagen sich von ihm hatte die Theorie der Fideikommisse auseinandersetzen lassen, als ob ihr das völlig neue und fremde Dinge seien, hinterlistig getäuscht und ihren Abscheu vor dieser europäischen Einrichtung geheuchelt, die kleine Schlange?

Mit solchen Gedanken und schmerzlichen Betrachtungen trieb er sich in den Gärten umher; als er dem Hause wieder nahe kam, stieß er auf den Diener, der ihn suchte. Der gnädige Herr, sagte der Diener, wünsche ihn sogleich zu sprechen. Asten folgte ihm und wurde ins erste Stockwerk des Herrenhauses, in das Arbeitszimmer des Freiherrn, das er noch nicht betreten hatte, geführt. Es war ein großes, nach Westen liegendes Gemach, in welches der letzte Glanz der untergehenden Sonne seine Helle warf. Der Freiherr und sein Sohn gingen in dem Zimmer auf und ab; als Asten eintrat, entfernte sich Junker Gerwin.

Der Freiherr erwiderte den Gruß des Verwalters nicht; er ging, ohne ihm einen Stuhl zu bieten, an seinen Schreibtisch und nahm von demselben ein paar Papiere.

„Herr Baron," sagte er mit kalter, schneidender Stimme — „ich wollte Ihnen Ihre Zeugnisse wieder zustellen. Es tut mir leid, daß Sie sich verleiten lassen

konnten, einen Mann, der Ihnen vertrauend entgegenkam, mit solchen Zeugnissen zu täuschen."

„Zu täuschen?"

„Ja — denn diese Zeugnisse sind gefälscht."

„Herr von Breitenol!"

„Ich weiß, was ich sage, Herr Baron von Asten — sie sind gefälscht. Sie lauten auf den Namen Ernst Asten, während sie auf den Namen Ernst Baron von Asten-Horchhausen lauten sollten — das ist Ihr Name!"

„Allerdings," fiel Asten, der totenbleich geworden, ein — „ich habe auf diese Abschriften meiner Zeugnisse einfach Ernst Asten gesetzt, weil ich in einem bürgerlichen Berufe durch eine untergeordnete Tätigkeit, wobei der Freiherrntitel mir sicherlich alle Türen geschlossen hätte, vorwärts kommen wollte. Würden Sie mich als Hausgenossen aufgenommen haben, wenn ich mich mit allen Prätensionen eines Barons Ihnen vorgestellt hätte? . . . Und wenn Sie, der hochgeborene Mann, es abgelehnt hätten, meine Dienste anzunehmen, wie sehr wird der bürgerliche Gutsbesitzer, bei dem ich mich etwa zu bewerben habe um eine Stellung, wie ich sie suche, sich bedanken vor einem mit Standesansprüchen vor ihn tretenden, verwöhnten, zur ausdauernden Arbeit nicht erzogenen Menschen! Wahrhaftig, Herr von Breitenol, Sie tun mir Unrecht; ich denke, jedermann darf auf Rechte, die er besitzt, verzichten, Ansprüche, welche er machen dürfte, verschweigen. Und das ist alles, was

ich getan habe. Nehmen Sie das Wort, welches Sie sprachen, zurück, ich bitte Sie darum. Ich bin der Freiherr von Asten-Horchhausen. Als solcher habe ich ein von meinem Vater mir hinterlassenes Gut verwaltet. Ich hatte, wie meine Zeugnisse Ihnen zeigen, durch Studien in Hohenheim mir landwirtschaftliche Kenntnisse angeeignet. Mit ihnen ausgerüstet, glaubte ich das verschuldete Gut mir erhalten zu können. Aber meine Hoffnung erwies sich als trügerisch. Die Lasten, die ich übernommen, waren zu schwer. Sie erdrückten mich; meine Anstrengungen und mein redlicher Fleiß hatten keinen anderen Erfolg, als daß ich Horchhausen den Gläubigern überlassen und mir aus einer meiner Hecken den Stab schneiden mußte, an dem der Enterbte und Heimatlose in die Welt zieht. Es war in dem Augenblicke, wo der Krieg ausbrach .... aber alles andere wissen Sie ja, und nun urteilen Sie, ob ich etwas Unehrenhaftes beging, als ich auf Abschriften meiner Zeugnisse, die Sie zu sehen wünschten, nicht allein das Wort Horchhausen — darauf hatte ich ja das Recht verloren — auch das Baron und das von wegließ."

Der Freiherr von Breitenol hatte dies alles angehört, Asten den Rücken wendend und am Fenster stehend, das Gesicht dem verglühenden Abendlichte zugekehrt.

„Aber," sagte er jetzt mit milderer Stimme, sich halb zu Asten wendend — „meine Tochter sowohl, wie meine

Nichte, die junge aus Amerika gekommene Dame, haben Sie in Umgebungen erblickt, welche zu dieser Schilderung Ihrer Verhältnisse nicht passen. Meine Nichte Marie sah Sie in einem sehr heiteren Kreise übermütiger junger Männer, Prinzen und Grafen . . ."

„Weshalb sollte ein solcher Kreis, Kameraden, mit denen ich in Frankreich diente, mich ausgestoßen haben?"

„In der Tat . . . doch . . . ich habe ein ernstes Wort mit meiner Tochter gesprochen . . . sie hat mir gestanden, daß sie Sie kennt . . . von Wiesbaden her . . . . sie beteuerte allerdings mit derselben Lebhaftigkeit, womit Sie sich verteidigen, daß sie unschuldig sei, daß sie keinen Teil habe an Ihrem Hierherkommen, doch . . ."

„Fräulein Sidonie?" rief Asten über alle Maßen verwundert aus . . . „und wie sollte Fräulein Sidonie Teil haben an meinem Hierherkommen?"

Der Freiherr von Breitenol zuckte die Achseln.

„Nun, mein Gott, der Gedanke liegt doch nahe. Sie führen sich unter einer Maske hier bei uns ein — aber Sie kennen meine Tochter; Sie haben geheime Zwiesprachen mit ihr; meine Tochter verschweigt uns, ihren Eltern, daß sie Sie kennt . . ."

„Ich bitte Sie, Baron Breitenol — wer hat dies alles entdeckt, wer hat diese merkwürdigen Kombinationen gemacht und Sie daran glauben lassen?"

„Ich brauche Ihnen das nicht vorzuenthalten; meine Nichte Marie hat mir mitgeteilt, daß sie Sie zufällig

auf einer Eisenbahnstation inmitten Ihrer lustigen Standesgenossen gesehen, und daß Sie kein Verwalter seien; daß sie Sie hier in geheimer Beziehung zu meiner Tochter beobachtet hat — wahr und aufrichtig, wie sie zu sein scheint, hat sie die Pflicht zu haben geglaubt, mir dies sofort mitzuteilen."

Asten stand wie starr; dann überflog ihn eine dunkle Röte bis unter die Haarwurzeln hinauf.

Der Freiherr sah ihn — jetzt doch wieder mit sehr zweifelnden Blicken an.

„Aber lassen wir das alles und brechen wir dieses Gespräch ab, Baron Asten," sagte er rasch, und sich wieder zum Fenster wendend. „Ich bin mit Angelegenheiten anderer Art zu beschäftigt, um länger noch mit dieser mich aufregen zu wollen. Wenn auch kein heimlicher Liebeshandel mit meiner Tochter Sie hergeführt haben sollte, so sehen Sie doch, daß Sie hier nicht mehr an Ihrem richtigen Platze sind. Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, leben Sie wohl. Sie haben Ihre Zeugnisse? Ja? Leben Sie wohl, Baron Asten."

Das war so bestimmt und ungeduldig gesprochen, daß Asten nichts konnte, als eine kurze Verbeugung machen und gehen.

Er ging und verließ das Zimmer des Freiherrn, aber konnte er, wie er dieses Zimmer verließ, Breitenol verlassen? Konnte er gehen mit dem Schmerze, dem Zorne, der Wut, die ihn ergriffen hatte? Denn ein

furchtbarer Zorn kochte in ihm wider das heillose Geschöpf, das er bewundert, geliebt hatte, und das nun zum Danke, wie sie das ganze Glück dieses Hauses, die Existenz dieser Familie zu vernichten gekommen, auch nebenbei noch wider ihn die Verräterin gespielt und, um ihr Werk zu krönen, eine ganz abscheuliche Verleumdung wider ihn ausgesprochen hatte; eine Verleumdung, die doch ganz unmöglich war so hinzunehmen! Bei allen Mächten der Unterwelt und allen Heiligen des Himmels, dafür wollte er Genugtuung — diese Verleumdung sollte sie zurücknehmen — er war das schon Fräulein Sidonie, die sie mit verdächtigt hatte, schuldig ... er wollte mit ihr reden, er wollte ihr die Wahrheit über ihre Abscheulichkeiten sagen — er war so außer sich, daß er ihr in seinem Schmerze und Grolle ein Leids hätte antun können — diesem Dämon!

Dem Diener, der draußen eben die Treppe heraufkam, herrschte er zu:

„Wo wohnt das fremde Fräulein? Ist sie in ihrem Zimmer? Führen Sie mich zu ihr!“

Der Diener sah verblüfft Astens gerötete und erregte Züge an.

„Dort wohnt sie!“ sagte er zögernd.

„Sie sollen mich zu ihr führen, hören Sie nicht?“

Der Mann ging, von diesem gebieterischen Wesen bezwungen, rascher der Türe zu, auf die er gedeutet,

klopfte an, öffnete ohne ein Herein abzuwarten, und sagte meldend:

„Der Herr Verwalter, Fräulein."

Dann ließ er Asten eintreten und schloß die Türe wieder.

Asten stand in einem Gemache von geringerer Ausdehnung wie das, welches er eben verlassen — offenbar dem Hauptfremdenzimmer des Hauses — er stand vor seiner Verfolgerin, vor dem Dämon, vor der Abscheulichen, die seine Worte züchtigen sollten — und das Wort stockte ihm im Halse, alle Röte wich von seinen Wangen — denn der Dämon, die Verfolgerin aller, das heillose Geschöpf lag in einer Ecke des Zimmers auf den Knien vor einem großen Lehnsessel, das Gesicht in ihren Händen bergend und dabei so laut weinend und schluchzend, daß es herzbrechend war und einen Stein hätte erbarmen müssen.

Asten stand sprachlos, wie niedergedonnert von diesem überraschenden Anblicke.

„Um Gotteswillen, was haben Sie, Fräulein, was ist Ihnen geschehen?" rief er, jetzt plötzlich vom größten Mitleiden erfaßt, aus.

Sie antwortete nicht — aber ihr Schluchzen stillte sich, es war sichtbar, wie sie mit heftigem Wogen der Brust Herrin über sich selber zu werden suchte.

„Ich bitte Sie, reden Sie, vertrauen Sie mir an, was Ihnen geschehen ist," fuhr Asten fort.

Sie erhob ihr von Tränen überströmtes Gesicht und mit eigentümlich irrem wie angsterfülltem Blicke sah sie ihn an.

Asten erfaßte ihren Arm, und mit einer kühnen Bestimmtheit, deren Triebfeder er sich selber kaum bewußt war, hob er sie in die Höhe und zwang sie, sich in dem Sessel, vor dem sie gekniet, niederzulassen; im nächsten Augenblicke hatte er einen Stuhl herbeigezogen und sich darauf neben ihr niedergelassen.

„Jetzt reden Sie!“ sagte er. „Ich bin Ihr ältester Bekannter hier im Hause, in das wir beide zu gleicher Zeit als Fremde gekommen — ich will, daß Sie mit mir reden, offen reden!“

Sie preßte ihre beiden Hände fest im Schoße zusammen; dann wollte sie reden, aber über die bebenden Lippen kam kein Wort — nur ein neuer Tränenstrom kam, ein neuer Anfall krampfhaften Schluchzens — Asten mußte das still vorübergehen lassen — er harrte und harrte auf ihre Antwort; aber das Batisttuch, das sie immer wieder zu den Augen führte, schien immer noch nicht feucht genug, obwohl jede seiner feinen Fasern dreifach durchtränkt war — Asten stockte das Herz bei diesem Jammer, und mit weichster Stimme sagte er zuletzt:

„Aber ich bitte Sie, sagen Sie mir doch endlich, was Ihnen geschehen ist!“

„Nichts, nichts, mir ist nichts geschehen!“ stieß sie nun heraus. „Das Fräulein vom Hause, Fräulein Si-

donie, ist bei mir gewesen und hat mir etwas gesagt, was mir den Tod gibt; ich kann nicht mehr leben, nun ich dies weiß, nun ich weiß, was ich hier vorstelle, was ich bin!“

„Und was sind Sie denn?“

„Ein wahrer Dämon — ein Geschöpf, das gekommen ist, alle, alle hier unglücklich, bodenlos unglücklich zu machen! Baron Gerwin hat eine Braut und muß sich von seiner Braut trennen . . . und Sidonie hat nun nicht die geringsten Aussichten im Leben mehr! Der Onkel muß sich um eine kleine Anstellung bewerben, oder wenn ihm das nicht gelingt zu erreichen, eine kleine Gutspachtung übernehmen . . .“

„Das alles wird allerdings ungefähr so sein,“ fiel Asten ein — „ich selber habe bereits meinen Abschied bekommen und kann gehen — noch dazu beladen mit einem abscheulichen Verdacht, den Sie wider mich ausgesprochen haben — aber wenn das Sie jetzt so außer sich bringt, weshalb kamen Sie denn hierher?“

„Mein Gott, ahnte ich das denn? Ich folgte den Anweisungen meines Vaters. Du hast drüben Erbrechte, mein Kind, hat er mir gesagt, als er krank war und nach Boston kam, um da zu sterben. Du wirst drüben eine Heimat finden, den Schutz meines Hauses. Der Himmel wird dir beistehen, dein Recht geltend zu machen. Geh’, habe Mut, und Gott wird dich geleiten. Wie hätte ich ihm nicht gehorchen sollen?

Was hätte ich anders tun können, als ich ihn verloren? Hatte ich denn sonst jemand unter den fremden Menschen, bei dem ich Anspruch machen konnte auf den Schutz eines Hauses? Was mein Vater mir hinterlassen, war wenig. Es reichte nicht auf lange, nicht auf zwei oder drei Jahre, um in meiner Pension so weiter zu leben. Und so ging ich — in die alte Welt in meines armen Vaters Land zurück, zu den Seinen. Die Seinen, dacht' ich, würden mir als ehrliche Leute gern meines Vaters Erbteil auszahlen — und wenn es ihnen schwer werden würde — war ich denn gesonnen, Unbilliges von ihnen zu verlangen? Und nun komme ich, und nun redet mir der Rechtsmann von einem ganzen großen, reichen Besitze, und der Onkel erklärt mir, alles, alles, was er inne habe, sei mein — mir ist als träume ich und — Sie hatten mir freilich das erklärt, in dem Eisenbahnwagen, als wir zusammenfuhren, von so seltsamen Einrichtungen, daß ein armes Mädchen, wie ich, plötzlich ein ganzes großes Vermögen sich ganz allein zufallen sehen kann; und so schweige ich denn und suche mir's klar zu machen, und lasse den Rechtsmann und den Onkel reden von den Sachen, von denen ich ja nichts verstand, und überlegte im stillen, wann das alles nun ausgeglichen und berechnet sein könne, wie ich dann dem Onkel meine kleinen Bedingungen stellen und ihm sagen wolle: teurer Onkel, einen Platz an deinem Herd will ich; und dann will ich, daß du mich

lieb hast; sehr lieb, Onkel, sollt ihr mich haben, du und die Tante; und so viel geben und einst vermachen sollst du mir, wie du deinen andern Kindern vermachst; aber was du sonst hast, das behalte für dich — ich will ja nicht Freiherr auf Breitenol sein — dann müßte ich ja mich selber auslachen — behalte alles, alles, nur . . ."

„Nun, so läßt sich ja alles aufs beste arrangieren. Wenn Sie so denken, Fräulein Marie — wenn Sie wirklich so denken, wie Sie es mir ja auch damals, auf unserer Reise, aussprachen . . ."

„O nein, o nein," rief sie verzweiflungsvoll aus, „gar nichts läßt sich arrangieren — das hat mir ja eben Sidonie klar gemacht — ich hatte einen ungerechten Verdacht wider sie geschöpft und wider Sie auch, und in meinem Eifer, immer die Wahrheit zu sagen und gegen alle offen zu sein, hatte ich dem Onkel gesagt, was ich glaubte gesehen zu haben . . . und damit habe ich Sidonien und auch Ihnen bitter Unrecht getan, und Sidonie ist gekommen und hat mir gezeigt, wie schlecht ich gehandelt habe und welch' Unglück ich über sie alle bringe . . ."

„Ich will Ihnen gern verzeihen, und wenn Sie entschlossen sind, zu verzichten auf Ihr Erbrecht . . ."

„O, das kann ich ja nicht, das ist es ja eben, daß ich nicht verzichten kann . . ."

„Sie können es nicht?"

„Nein — ich bin noch minderjährig, es dauert noch Jahre, bis ich großjährig werde, und bis dahin habe ich Vormünder, den Justizrat und über ihm das Gericht, und die hören nicht auf das, was ich sage, sondern nehmen für mich dem Freiherrn ohne weiteres alles.“

„Ah,“ sagte Asten erschrocken — „das fiel mir nicht ein, so nahe es liegt! Sie haben vollkommen recht. Sie können nicht verzichten, nicht auf eine einzige Scholle, nicht auf einen einzigen Halm auf dem Felde!“

„Sehen Sie, sehen Sie, Sie sagen es selbst! Und was beginn' ich jetzt? Wenn ich auch zurückginge nach Boston — wenn ich auch mich verbärge in einem fernen Erdwinkel — die abscheulichen Rechtsmenschen würden doch jetzt, wo ich einmal hier erschienen bin mit meinen Papieren, die der Justizrat hat, alles nehmen und für mich verwalten — und ich kann doch nicht zur Welt hinausgehen, ich kann doch nicht sterben, ich darf mich doch nicht töten — das erlaubt der liebe Gott nicht, das ist wider das Gesetz!“

Sie brach wieder in ihr krampfhaftes Schluchzen aus und wandte ihr Gesicht von Asten ab, um ihr nasses Tuch vor dasselbe zu drücken.

Asten war in eine gar nicht zu beschreibende Rührung versetzt durch den bodenlos tiefen Kummer des

jungen Mädchens; er seufzte schwer auf, er selbst hatte die Tränen in den Wimpern stehen — er fühlte alle Gewalt, die sie vom ersten Augenblicke an auf ihn geübt, jetzt, wo sie so unglücklich war, verzehnfacht zurückkehren.

Er sprang auf und ging mit verschlungenen Armen im Zimmer auf und ab.

„Mein Gott,“ murmelte er nach einer Pause — „sollte es denn da gar keinen Ausweg geben?“

„Kann ich denn gar nichts, gar nichts tun?“ stammelte sie durch ihr Schluchzen hindurch. „Kann ich nicht an den König schreiben, er solle mir erlauben . .“

„Der König? Nein, der König kann an den Gesetzen nichts ändern. Er kann einer Minderjährigen nicht erlauben, ihr Vermögen wegzuschenken.“

„Welch’ schreckliche Gesetze das sind!“ jammerte Marie — „welch’ schreckliche Gesetze! Sie treiben mich in den Tod, Ihre Gesetze! Ich werde sterben, wenn ich sehen muß, daß man meinem armen Onkel alles, alles nimmt und seine Kinder zu Bettlern macht — um meinetwillen! O, wäre ich doch nie, nie hierher gekommen, wäre ich lieber ertrunken auf dem Meere und läge tief unten auf seinem Grunde!!“

Das arme gepeinigte Mädchen begann aufs neue in ihr krampfhaftes Schluchzen zu fallen.

„Ein Mittel, ein einziges gäbe es,“ sagte Asten schwer gedrückt und halblaut.

„Eines . . . und welches ist das?"

„Das ist . . . wenn Sie . . ."

„Weshalb stocken Sie? Welches ist es, sagen Sie, welches?"

„Wenn Sie heirateten! Wenn Sie einen Mann hätten. Er wäre dann Ihr Vormund — er allein. Er könnte auf seiner Frau Vermögen verzichten. Er könnte darüber eine gültige Disposition treffen . . ."

„Ein Mann? O! ein Mann könnte es?"

„So sagte ich; ein Mann, der volljährig ist."

„So muß ich es tun," versetzte sie, sich aufrichtend. „Ich muß es tun, Herr Asten."

Sie nahm den Zipfel ihres Taschentuches zwischen ihre weißen Zähnchen. Sie riß es ein paar Mal zwischen diesen Zähnchen durch, um es dann jedesmal wieder zum Munde zu führen. Dabei sah sie jetzt plötzlich äußerst entschlossen, fast verwegen aus.

Ja, entschlossen und verwegen war es, wie sie jetzt die Blicke auf Asten richtete, Blicke, die durch den feuchten Schleier der eben vergossenen Tränen ordentlich funkelten von Entschlossenheit — und wie sie dabei hervorstieß:

„Wollen Sie es tun, Sie, Herr Asten — wollen Sie es? . . . Sagen Sie, wollen Sie es tun?"

„Ah . . ."

„Mich heiraten und dann für mich verzichten?"

Asten wurde bleich und dann wie mit Purpur übergossen.

„Es kann Ihr Ernst nicht sein!“ brachte er mühsam hervor.

„O, das ist dumm — die Antwort ist dumm! Sie wollen es nicht — gut, gut — Sie wollen es nicht ...“

„Sie haben recht, mein Fräulein. Meine Antwort war dumm — ich hätte gleich sagen sollen: Nein — ich will es nicht!“

Sie brachte wieder den Zipfel ihres Batisttuches zwischen ihre Zähnchen. Sie biß sehr heftig, sehr zornig, sehr ingrimmig darauf; sie sah auf Asten mit einem Ausdrucke von Haß und Empörung, bei dem man jedoch besorgen mußte, daß im nächsten Augenblicke wieder ein Tränenstrom kommen würde, ihn wegzuschwemmen.

„O ...“ stieß sie mit hochwogender Brust beinahe atemlos hervor, ... „Sie wollen es nicht, jetzt nicht; nein, jetzt wollen Sie es nicht! ... wenn Sie nicht verzichten sollten, wenn ich die reiche Erbin von Breitenol bleiben wollte, dann würden Sie nicht so sprechen — dann ...“

Asten fuhr empor; er machte eine zornig abwehrende Handbewegung, daß sie stockte.

„Nein,“ sagte er, „... das sind Worte, über die ich nur die Achseln zucke, auf die ich nicht eingehe. Wenn Sie nur ein ganz klein wenig nachdächten, würden

Sie selber einsehen, daß ich nicht Ja sagen kann auf Ihre Frage. Wie kann ich eine Hand annehmen, die sich mir nur in der Not entgegenstreckt, nur um rasch den ersten besten als Aushülfe zu nehmen — ganz einerlei, wer dieser erste beste ist! Ich will so offen gegen Sie sein, wie Sie sich darauf pikieren, es gegen alle Welt zu sein. Ich spreche mein Nein aus mit der tiefsten Erregung, worin ein Mensch sein kann. Ich bringe es mir ab; ich reiße es mir aus dem Herzen qualvoll und gewaltsam heraus. Sie haben einen tiefen und bestrickenden Eindruck auf mich gemacht. Schon auf unserer Reise. Wären die Dinge hier geblieben, wie sie waren, so, das hatte ich mir vorgenommen, wäre ich nach Helmbergen gegangen, um Sie wiederzufinden. Wäre es mir gelungen, Ihre Neigung zu gewinnen, so wäre ich sehr, sehr glücklich geworden . . . es schien mir das höchste Glück auf Erden — und, um es ganz herauszusagen, noch heute, bevor ich Ihre Verhältnisse, den Grund Ihrer Anwesenheit hier kannte, wiegte ich mich in Hoffnungen und Träumen von einem solchen Glücke. Und hätte nur ein Schimmer von Neigung in Ihnen mein Gefühl erwidert; könnte ich mir sagen, es sei wenigstens Achtung und eine warme Freundschaft, die ich Ihnen abgewonnen, und was Sie bewöge, mir Ihre Hand anzutragen — ich würde in diesem Augenblicke vor Ihnen niederknien. So aber, so, Fräulein Marie, haben Sie mich nur beleidigt."

Sie sah ihn bei diesen Worten sehr groß und mit einem beredten Mienenspiele an. Die Spuren der Tränen waren aus ihren Augen verschwunden — aber viel, sehr viel Erstaunen war darin.

„Ich habe Sie nicht beleidigen wollen," sagte sie dann langsam, vor sich niederblickend auf das Batisttuch, das ihre Hände jetzt zerzupften, . . . „und — und ich konnte doch in meiner jetzigen Lage nicht von — nicht von einer Neigung reden — und Sie konnten doch auch denken, wenn ich mich um Hülfe zu Ihnen flüchtete, so konnte ich es doch nicht tun, ohne — ach, es ist doch dumm von Ihnen, daß Sie sich beleidigt fühlen — ich konnte es doch nicht anders ausdrücken — wie hätte ich es denn sollen? Wollen Sie mich heiraten, das kann ein vernünftiges, ehrliches Mädchen doch gerade heraussagen, denn das ist eine vernünftige ehrliche Sache; aber einem Manne, der uns gar nicht darnach fragte, sagen: ich habe eine Neigung für Sie, das ist doch so unmöglich . . ."

An Asten war wieder die Reihe des höchsten Überraschtseins gekommen; er war wieder hocherrötet, aber vor innerem höchstem Glücke bei diesen Worten; zugleich war er versucht, zu lachen über dieses merkwürdige Geständnis. Er streckte ihr seine Hand entgegen, und vor ihr niederkniend rief er aus:

„Und würden Sie denn — o sprechen Sie, Marie,

würden Sie es jetzt sagen, jetzt, wo ich Sie danach frage?"

„Jetzt, ja," versetzte sie leise und ihr Gesicht langsam zu ihm neigend, bis ihre Wange sanft auf seinem Scheitel ruhte. „Sie sehen, ich bin sehr unglücklich, sehr verlassen; wenn Sie mein Schicksal auf sich nehmen, so werde ich sehr warm für Sie fühlen; wenn Sie mich lieb haben, so werde ich Sie immer sehr, sehr lieb wieder haben. Ich will es Ihnen auch nur gestehen; ich will mich gern demütigen und es bekennen; jetzt, wo Sidonie so zornig mit mir gesprochen hat, sehe ich ein, daß ich schlecht war, als ich zum Onkel ging und Sie anklagte. O, ich war sehr schlecht, sehr schlecht dabei! Ich tat es nicht ruhig, nein, gar nicht ruhig! — Was mich so erregte, als ich zu entdecken glaubte, Sie hätten sich Sidoniens wegen hier eingeführt, was mich trieb, sogleich mit dem Oheim darüber zu reden, das war nicht bloß Redlichkeit und Wahrheitstrieb! Nein, es war es nicht; ganz gewiß nicht das allein! Ich fürchte, es war dabei viel, sehr viel Eifersucht. Ich fühlte es erst, als Sidonie mich so zornig fragte, weshalb ich denn nicht zuerst offen mit ihr gesprochen . . ."

Asten ließ sie nicht ausreden. Er war längst aufgesprungen, um sie an sein Herz zu ziehen und auf ihre reine, kindliche Stirn voll tiefen inneren Glückes seine Lippen zu drücken. — —

Der Freiherr von Breitenol war sehr überrascht,

als nach einer kurzen Zeit sein entlassener Verwalter und diesmal begleitet von seiner Nichte Marie zu ihm ins Zimmer trat; als er von der Wendung hörte, die nun alles aufs beste zu ebnen geeignet war, die sein häusliches Glück nicht allein vor der völligen Zerstörung und Zertrümmerung retten konnte, sondern es auch mehren mußte durch zwei in den Kreis dieses Glückes eintretende, sich ihm zugesellende Menschen. Zwar wehrte sich der Freiherr im ersten Augenblicke, wie ganz überwältigt von dem Gedanken, den seine Nichte ihm mit einer Unbefangenheit aussprach, als ob es sich für sie um eine hübsche kleine Landpartie oder einen Ball handle, auf den ein vernünftiges und braves junges Mädchen verzichtet, wenn die Mama erklärt, daß es besser ist, nicht hinzugehen. Ihm wirbelte, während sie mit solcher Gemütsruhe davon sprach, der Kopf; hundert Gedanken über all' die Folgen solcher Handlungsweise, wie Marie sie beschlossen, fuhren ihm durch den Kopf. Und auch die Frage, ob es ehrenhaft für ihn sei, ein solches Arrangement gelten zu lassen. Ob er als nächster Verwandter Mariens sie über das Ihre so souverän schalten und walten lassen dürfe . . . aber alles, was er darüber äußerte, fand bei Marie einen sehr kurz angebundenen Widerspruch. Sie sagte mit ihrem kadenzierten amerikanischen Deutsch:

„O, Sie meinen, Onkel, ich gelte noch gar nicht für voll mit meinem Willen? Onkel, das ist ein großer

Irrtum. In Amerika gilt ein erwachsenes Mädchen für voll und hat seinen Willen, und ich werde den meinen haben. Sie sollen sehen, Onkel, ich werde ihn haben.“

„Aber Baron Asten, Sie selber müssen ihr klar machen . . .“

„O, er braucht mir nichts klar zu machen, Baron Asten,“ fiel sie, Astens Arm nehmend und ihre beiden Hände darauf legend und die feinen Finger darauf verschränkend, ein — „er hat mich aus meinem großen Unglücke, in das ich geraten war, gerettet und nun braucht er nichts mehr zu tun; ich bin nun ganz zufrieden mit ihm und will von ihm nichts mehr erklären hören, als daß er mich lieb hat. Er soll mich nur noch sehr lieb haben, und dann werde ich sehr glücklich sein. Nicht wahr, Asten, Sie werden mich lieb haben? Immer? Immer? Und Sie auch, Onkel, Sie werden denken, ich sei eines Ihrer Kinder, und Sie werden mir geben, so viel Sie Ihren Kindern geben; und dann werden wir bei Ihnen wohnen, und Asten wird Ihr Verwalter sein . . .“

Der Freiherr schloß sie gerührt in seine Arme, und so bestimmt und gebieterisch sie das alles ausgesprochen, so blieb es auch ganz bei ihren Bestimmungen.

Der Freiherr kam mit Asten nach einer längeren Erörterung dahin überein, daß dieser sein sequestriertes Gut Horchhausen wieder an sich bringen und es mit Marie beziehen solle; er konnte es vermittelst einer

Summe, welche ihm der Freiherr gegen einen geringen Zinsfuß vorschoß, von all' seinen Lasten befreien und wieder in Besitz nehmen. Asten war sicher, daß er es alsdann nach wenig Jahren wieder zu seinem Eigen machen könnte. —

Und so war denn volles Glück noch am Abend dieses Tages wieder in Breitenol eingekehrt; verdrossen wurden bei dieser Wendung der Dinge nur zwei Wesen in der Welt; erstens — ein unglücklicher Gaul, den Junker Gerwin bestieg, um darauf sofort nach Artern zu reiten, und der sich nicht erinnerte, jemals in seinem langjährigen Dienste des Reiters Sporen so schonungslos in seinen Flanken gespürt zu haben; und zweitens der Justizrat, der sich nicht erinnerte, jemals in seiner langjährigen Praxis so kurz beseitigt worden zu sein. „Herr Asten, oder Baron Asten, wie Sie ja heißen sollen," sagte er, als ihn dieser zu seinem Wagen geleitete, „die europäische Standesehre ist eine dumme Erfindung, aber dies amerikanische Go a head ist doch noch toller! Na, was habe ich Ihnen gesagt von der Dummheit? Dumm sind alle die, welche es scheinen, und die Hälfte derer, die es nicht scheinen. Sie schienen es nicht, Herr von Asten, wahrhaftig, Sie schienen es nicht; und diese meine Mündel, über die Sie mir die Vormundschaft entreißen, auch nicht. Aber . . . es leben die alten Wahrheiten. Grüßen Sie Ihre Braut und sagen Sie ihr, unter meiner Vormundschaft hätte sie sich besser ge-

standen; wahrhaftig, sie hätte sich besser dabei gestanden, wenn sie es auch schwerlich glauben wird; aber wenn Sie mich zur Hochzeit laden, werde ich es ihr klar machen — Sie werden mich einladen dazu, wie?"

„Gewiß, Herr Justizrat . . ."

„Nun, Ihre Hand darauf — und nun gehen Sie zurück, denn hier ist mein Wagen: auf Wiedersehen bei der Hochzeit!"



Die Bestechung.

I.

In einer der westlichen Provinzen Preußens machte die Aushebungskommission eine Rundreise. Sie pflegt aus vier Herren zu bestehen: einem dazu abgeordneten General, dessen Adjutanten, einem ebenfalls dazu besonders beauftragten Militärarzte und dem Zivilkommissär, einem Regierungsrate, dem der Landrat des betreffenden Kreises zur Seite tritt.

Das Erscheinen der Kommission ruft nun zwar in den Hauptorten der Kreise, worin sie regelmäßig einmal im Jahre vor dem ersten Gasthofe vorfährt, nicht just Schrecken und Entsetzen wie im armen Polenlande oder bei den Rot- und Weißrussen hervor; aber ein unangenehmes Gefühl der Beklemmung dabei ist nur zu natürlich in allen jungen Leuten des Kreises, welchen vom Polizeidiener einige Tage vorher ein ominöses, halbbedrucktes, halbbeschriebenes Zettelchen zugetragen ist; mögen sie nun sich zum ersten Male, oder als „Zurückgesetzte“ als „Ersatzreservisten“ usw. usw. zum zweiten oder gar zum dritten Male sich zu stellen haben. Schon

die Art und Weise der Untersuchung selbst ist nicht angenehm. Und was dann folgen kann, das Eingestelltwerden, die stramme Zucht, die wie ein böser Mehltau in die Blüte der Flegeljahre fällt, auch das scheint manchem Muttersohne bitter; des Daseins süße Gewohnheit übt sich am häuslichen Herde lieblicher als in dem großen Schulgebäude des Krieges, der Kaserne.

Kein Wunder deshalb, daß ein gewisses Widerstreben in der Tiefe vieler jungen, der Blüte des zwanzigsten Lebensjahres sich erfreuenden Gemüter ruht, wenn sie auch in stiller Gefaßtheit und frühreifer Männlichkeit würdig ihr Los tragen, und am Tage der Aushebung selbst, zu blaubekittelten Scharen vereint durch ganz entsetzlich mutwillige Lieder und trunkenes Freudengeschrei sehr merklich andeuten, wie es ihnen eigentlich ums Herz ist.

Aber auch kein Wunder, daß in unsern spekulativen Zeiten hie und da, und jetzt vor Jahren schon eine Industrie sich entwickelt hatte, welche dieses Widerstreben ausbeutet und dem einzelnen Mittel und Wege in seinem unverjährbarsten Menschenrechte unbehelligt zu bleiben, und „frei zu kommen“ bot.

Diese Industrie ward von ländlichen Schlauköpfen oder auch städtisch gebildeten Intelligenzen in der Weise geübt, daß sie in den betreffenden Kreisen Erkundigungen über diejenigen, bei denen der Wunsch, dem Dienste zu entgehen, besonders lebhaft laut ward, und über die

körperliche Tüchtigkeit derselben einzogen. Hie und da unterstützte ein Winkelarzt, ein alter Chirurg ihre Bemühungen; sie selbst kannten die Grundsätze, nach welchen die Militärärzte verfahren; und so boten sie denn den jungen Leuten, deren Zustand ihnen Chancen verhieß, ihre Vermittelung an; sie versprachen, sich unter vier Augen freundschaftlich mit dem Aushebungsarzte benehmen zu wollen, wozu dann natürlich eine hübsche, runde Summe gezahlt werden mußte. Leider ist, namentlich auf dem Lande, die Vorstellung von der unerschütterlichen Ehrenhaftigkeit alles dessen, was dem Staate dient, nicht so tief in die Gemüter gedrungen, wie sie es sein sollte — dieser Staat selber ist eben ein wenig zu langsamer und vielfordernder Natur. Und da den Staat zu hintergehen für keine große Sünde gilt, fanden jene Schwindler vielfach Glauben und Geld!

Sie ließen nun ruhig die Aushebung vor sich gehen und wenn das Ergebnis derselben ihnen kund geworden, zahlten diese Biedermänner denen, welche tauglich befunden und eingestellt worden, ihr Geld höchst gewissenhaft zurück, „weil sich leider der Militärarzt unzugänglich erwiesen;“ denen, welche man unbrauchbar befunden, weil sie es wirklich waren, klopften sie vertraulich lächelnd die Achsel — sie waren ihrer bleibenden Dankbarkeit so gewiß wie des Geldes derselben, das in ihrer Tasche blieb.

Es würde das den Anteil des Arztes an dem Aus-

hebungsgeschäfte zu einer unangenehmen Sache gemacht haben, würde sie das nicht schon an und für sich. Daß man geradezu Bestechungsversuche bei ihnen machte war freilich seltener — obwohl auch das just nicht zu den nicht vorkommenden Dingen gehörte. Es war wenigstens sicher, daß sich der weltkluge vermögende und viel erfahrene Inhaber des ersten Gasthofes in dem Städtchen, welchem unsere Aushebungskommission eben zufuhr, in dieser Beziehung von seiten seiner Mitbürger im stillen eines allgemeinen Vertrauens auf seine Gewandtheit erfreute.

II.

Die Extrapost mit den vier aushebenden Herren hielt vor dem goldenen Löwen zu G.; Herr Espenbeck, der Wirt, ein stattlicher Mann, elegant gekleidet und von selbstbewußter Haltung, empfing sie mit einer würdigen Zuvorkommenheit, und führte den General auf die für ihn bestimmten Zimmer, die nach dem Marktplatze der Stadt hinausgingen und sehr schön und vollkommen modern eingerichtet waren. Die Kellner wiesen die anderen Herren auf ihre Zimmer; Herr Espenbeck aber erschien gleich darauf auch bei ihnen, um sich zu überzeugen, daß alles zu ihrer Bequemlichkeit in gehöriger Ordnung sei.

„Die anderen Herren," sagte er dabei in dem Zimmer des Stabsarztes, während dieser ging, die auf den Garten hinausgehenden Fenster zu öffnen und die frische Abendluft hereinzulassen, „die anderen Herren haben mir bei ihrer vorjährigen Reise bereits die Ehre ihres Besuches geschenkt — Sie kommen wohl zum ersten Male in diese Gegend?"

„Allerdings," versetzte der Arzt, ein auffallend hübscher junger Mann, mit sorgfältig gescheiteltem, reichem,

dunklem Haar und sehr lebhaften dunklen Augen; „ich bin erst seit einem halben Jahre Stabsarzt und mache zum ersten Male das Aushebungsgeschäft mit . . . bitte, wollen Sie sich nicht setzen? der Herr Landrat hat uns gesagt, daß wir auf unserer Reise nirgends so vortrefflich aufgehoben sein würden, wie bei Ihnen; Sie haben in der Tat ein sehr schönes Haus, und der Ausblick hier auf Ihren prächtigen großen Garten ist reizend."

„Es freut mich, daß Sie das finden," versetzte geschmeichelt Herr Espenbeck; „mein Haus besitzt allerdings einen guten Ruf, und ich bin dem Herrn Landrate verbunden, wenn er ihn bestätigt; ich hoffe auch, daß Sie zufrieden sein werden; ich habe leider keinen Vorrat von dem Chateau d'Yquem mehr, der im vorigen Jahre dem Herrn General so sehr mundete, und ich bin in Verzweiflung, daß es mir nicht gelungen ist, in der Hauptstadt Schwarzwildbret aufzutreiben, ich habe zweimal darum telegraphiert, aber es ist nicht gekommen, und da man in dieser Jahreszeit kein anderes hat . . ."

„Aber Sie halten uns in der Tat für große Gourmands, Herr Espenbeck," antwortete der junge Arzt, dessen Miene sich eigentümlich bewegt zeigte, dessen Wesen etwas Unstetes, Unruhiges hatte . . . es schien dem Wirte aufzufallen, da er ans Fenster trat und sich nun mit der rechten Schulter an den Fensterflügel lehnte, so daß seine Züge beschattet wurden, während er den Vorteil

hatte, die des jungen Mannes, der mitten im Zimmer stand, im hellen Lichte beobachten zu können.

„Was mich angeht,“ fuhr der Stabsarzt fort, „so bin ich auch ohne Chateau d'Yquem und Schwarzwildbret sehr leicht zu befriedigen; ich bin nicht eben verwöhnt, meine Erziehung ist nicht danach gewesen; mein verstorbener Vater, der von einer Landpraxis lebte, hinterließ mir kein Vermögen, ich hätte nicht einmal studieren können, wenn ich nicht die Aufnahme ins Friedrich-Wilhelm-Institut erlangt hätte . . . Sie kennen das, ich bin infolgedessen nun gebunden auf acht Jahre — acht Jahre Militärarzt — doch habe ich schon jetzt eine kleine Zivilpraxis; neben der Berufstätigkeit und dem Studium, das man zum Fortschreiten mit der Wissenschaft gebraucht, ist das zwar sehr anstrengend, aber ich scheue die Arbeit nicht; wenn man arm und ehrgeizig ist und den Drang, sich emporzuarbeiten hat . . .“

Während der junge Mann mit einer gewissen Spannung in den Zügen und die Augen bald zu Boden schlagend, bald auf den Wirt richtend, dies alles sehr rasch aussprach, hatte Herr Espenbeck ihn scharf und mit einem überlegenen Lächeln fixiert; er wollte eben antworten, als das letzte Wort des Arztes schon durch den lauten Ruf: „Herr Espenbeck, Herr Espenbeck,“ den draußen auf dem Korridor ein hastiger Kellner erhob, abgeschnitten wurde; Herr Espenbeck machte eine Ver-

beugung und mit einem: „Ich bitte um Entschuldigung,“ eilte er davon, um zu sehen, wo man seiner bedürfe.

Draußen auf dem Korridor rieb er sich lächelnd die Hände.

„So viel ist klar, mit dem Manne ist ein Geschäft zu machen,“ sagte er sich dabei; „der gibt einen Wink mit der Scheunentür, daß ein Esel es sehen müßte. Er erzählt mir seine ganze Lebenslaufbahn, er sagt, er sei vermögenslos, ehrgeizig, wolle vorankommen — und das in der ersten Minute, wo er mich sieht — und das mit scheuen, unsteten Augen — sich bald auf dem einen, bald auf dem anderen Fuße wiegend — liebster Herr Stabsarzt, eine Zivilpraxis mögen Sie haben, aber in anderen Dingen scheinen Sie noch nicht viel Praxis zu haben . . . wenn auch auf dem besten Wege dazu!“

Die Treppe hinunter eilend, fiel ihm ein, daß dieser „Wink mit dem Scheunentor,“ den der junge Arzt ihm gegeben, um ihm entgegenzukommen, darauf hindeute, daß sein Ruf als Vermittler gewisser das Licht scheuender Transaktionen doch schon eine gewisse Verbreitung gewonnen, sonst hätte der Arzt ihm wohl nicht so viel gesagt; das fiel ihm nun doch ein wenig schwer aufs Herz. Wir müssen doch vorsichtig sein! sagte er sich.

III.

Der Garten hinter dem goldenen Löwen mußte dem jungen Arzte in der Tat sehr anziehend vorkommen, denn als Herr Espenbeck ihn verlassen, setzte er sofort seine Militärmütze wieder auf und eilte hinaus, um sich in diesem Garten zu ergehen. Aber ohne sich um Blumen, Gesträuche, Rasen und ausländische Bäume zu kümmern, warf er nur einmal den Blick um sich und schritt dann über die bekiesten Pfade rasch dahin. Kannte er den Garten, daß er so sicher hier einer bestimmten Richtung folgte? Wer konnte ihn ihm beschrieben haben? Jedenfalls zeigte er sich vortrefflich orientiert; er folgte einem geschweiften Wege durch ein Bosket am Ende des Gartens nach rechts und gelangte so an einen aus Fachwerk aufgebauten und dicht mit wildem Weine umrankten Pavillon von sehr bescheidenen Dimensionen. Hier löste sich das Rätsel. Zwischen den Kübeln mit rotblauen Hortensien, welche rechts und links die Treppe dieses Pavillons schmückten, unter den tief niederhängenden, wie nach ihr hinablangenden Ranken stand eine andere Blume, eine fleur animée, ein reizendes junges Mädchen, im leichten grün und weiß gestreiften Sommer=

kleide, lebhaft mit ihrem grünen Sonnenschirme winkend und nun, da der Arzt schon der Treppe nahe war, ihren Schirm hinter sich werfend und die Stufen hinabfliegend, um sich ihm in die Arme zu werfen.

„Gotthard! bist du's!" flüsterte sie, mit einem vor Freude und Bewegung strahlenden Gesichte zu ihm aufblickend.

Er hatte das Haupt zu beugen, um, während er die zierliche Gestalt umschlang und an sich drückte, ihre reizende, kindlich vorgewölbte Stirn küssen zu können, und dann diese schwellenden und — so geduldigen Lippen zu küssen.

„Ich bin's, Herzlieb — endlich, endlich, endlich bei dir. Es sind sechs Wochen, seit du unsere Stadt verließest, Annchen, und mir scheint's eine Ewigkeit."

„Ach ja," seufzte Annchen, „und mir erst!" . . . . „Die gute liebe Stadt und die gute, brave Frau Professorin . . ."

„War's deine Frau Professorin, der Drache, der dich auf den Klubbällen im Konzerte so scharf im Auge hielt, was dein Sehnen weckte?" fiel er lächelnd ein.

„Ach, du weißt's ja, böser Gotthardt," sagte sie mit einem Blicke voll Glück zu ihm aufschauend, „aber nun komm, da drinnen im Gartenhause sieht uns niemand, wir haben jetzt fürchterlich viel zu überlegen."

Er folgte ihr nach dem Pavillon und setzte sich neben die Geliebte, sie zärtlich umschlingend.

„Wir haben zu überlegen, sagst du? . . .“ fuhr er fort, soll ich denn nicht, wie wir schon in der Stadt übereingekommen sind, jetzt frei heraus mit deinem Vater reden? Ich habe ihn schon gesehen, und gesprochen; ja, denk' dir — ich habe schon — er gefiel mir so gut, er machte mir solch einen vertrauenerweckenden Eindruck, ganz wie ein durchaus wohlwollender und verständiger Mann . . .“

„Was hast du? was hast du? sprich!“ unterbrach ihn Anna ängstlich.

„Ich habe schon in gewisser Weise eingeleitet — ich habe ihm ganz unverholen und in durchaus wahrhafter Weise Andeutungen über meine Verhältnisse gemacht.“

„O, sei nicht zu rasch, nicht zu rasch, Gotthardt,“ flüsterte Anna hier ängstlich; . . . „in der Stadt dachte ich's mir leichter, seine Einwilligung zu erhalten, als seitdem ich wieder hier bin — in der Stadt, weißt du, denken die Menschen doch nicht gar so entsetzlich klein und beschränkt, aber in solch einem kleinen Neste, wie dieses, sind sie alle so blind für alles, was nicht Geld ist . . . und der Vater, ach, der Vater hält auch so viel darauf, und ich fürchte, ich fürchte, er hat schon eine Partie für mich ausgesucht, und wenn das wäre, dann würden wir grausam viel zu kämpfen haben — er kann so schlimm, so gar schlimm sein, du kennst ihn nicht!“

Anna warf ihre beiden Arme um den Nacken ihres

Verlobten und legte, in Tränen ausbrechend, ihre Stirn auf seine Schulter.

„Das sind ja böse Dinge, die du mir da mitteilst, Anna," sagte Gotthard, einen Kuß auf ihren Scheitel drückend.

„Ach ja, wir sind sehr, sehr übel daran, wir armen Kinder, nicht wahr, Gotthard," sagte sie, mit dem weinenden Antlitz zu ihm aufblickend.

„Gewiß," versetzte er gerührt und mit zuckender Lippe — „aber was willst du denn, was ich tun soll?"

„Nichts, gar nichts," antwortete sie höchst lebhaft und, nachdem dem mädchenhaften Bedürfnisse nach ein wenig Mitleid mit sich selber genügt war, wieder in einen heiteren Ton übergehend — „du sollst gar nichts tun; die Mutter, weißt du, die Mutter ist gut, und der Mutter sollst du dich zeigen und ihr gefallen und dann, wenn du wieder abgereist bist, will ich's ihr sagen, und sie soll dann dem Vater die Sache vorstellen, so nach und nach, weißt du, und dann sollst du zurückkommen, ich schreib's dir dann, wenn es Zeit ist!"

„Aber mein Gott, das zieht ja die Sache endlos hinaus; und ich begreife deine Angst nicht. Was kann denn der Vater wider mich haben? — ich . . ."

„Ach, das weißt und begreifst du nicht, wie die Menschen hier sind," fiel sie lebhaft ein — „du bist ein Fremder, du hast einen anderen Glauben, du würdest mich in Gott weiß welche Ferne entführen, wenn du

einmal versetzt wirst — arm bist du auch . . . o Gotthard, wir müssen sehr, sehr auf große Hindernisse gefaßt sein!“

„Auf unübersteigliche am Ende?“ fiel Gotthard niedergeschlagen ein.

„Laß uns darum den Mut nicht verlieren,“ sagte sie leise, die gefalteten Hände auf seine Schulter legend und innig zu ihm aufschauend. Aber mit dem Vater reden darfst du noch nicht — nicht wahr, du wirst es nicht, du versprichst mir's?“

„Ich verspreche es dir.“

„So komm jetzt, begleite mich durch den Garten zum Hause, es hat niemand ein Arg dabei; du kannst mich ja zufällig hier gefunden und angeredet haben; Mutter wird jetzt am offenen Fenster in ihrem Gartenzimmer sitzen — da stell' ich dich gleich vor und du hältst ein kleines gleichgültiges Gespräch mit ihr. — Willst du?“

„Gewiß, Herz . . . nur versprich mir, daß ich dich später noch allein sehen werde . . .“

Mit ihren beiden zarten Händen seinen Arm umklammernd blickte sie zu ihm empor und nickte lächelnd. „Komm nur!“ sagte sie. Dann, als sie um das nächste Buschdickicht gegangen waren und das Haus vor sich erblickten, flüsterte sie: „dort auf der Giebelseite rechts liegt mein Zimmer — komm dahin, nach zehn Uhr; ich werde am Fenster sein.“

IV.

Gotthard hatte ganz nach Annas Befehl das kleine gleichgültige Gespräch mit Frau Espenbeck, einem gutmütigen runden Mütterchen, gehalten, während Anna in die Küche geeilt war, um dem großen Werke der Souper-Bereitung all ihre in der Hauptstadt erworbene höhere Bildung zuzuwenden — dazu war sie ja wie alle wohlhabenden Töchter vom Lande auf ein Jahr in die Provinzhauptstadt gesandt worden, zur höheren Ausbildung in Französisch, in Musik, in feinerer Tournüre, keineswegs aber, um — was nun doch ihr Schicksal gewesen — sich in einen vermögenslosen Stabsarzt vom Infanterie-Regiment Nr. X. zu verlieben. Dieser selbst hatte dem Souper, dem Anna ihre sehr zerstreute Sorgfalt zugewendet, höchst mäßig Ehre angetan; er war still und in sich gekehrt gewesen und hatte noch obendrein eine seltene Bescheidenheit in der Hingabe an die geistigen Genüsse gezeigt, womit der General die Abendtafel würzte, da er sehr viel Anekdoten erzählte, die von den andern Herrn außerordentlich belacht wurden, ganz, wie es sich bei den Späßen eines so hochgestellten Mannes schickte. Der General hatte deshalb begonnen,

Gotthard mit seiner stillen Schweigsamkeit aufzuziehen, und die anderen Herren hatten in diese Neckerei mit eingestimmt. Gotthard war froh, daß die Abendtafel endlich — es war längst zehn Uhr — aufgegeben wurde und der General sich in seine Gemächer zurückzog. Herr Espenbeck begleitete ihn selber, einen zweiarmigen Leuchter vor ihm hertragend . . . Dann aber mußte er ihn sehr bald seinem Schicksale überlassen haben, denn Gotthard hatte kaum sein Zimmer betreten und dort durchs offene Fenster in den Garten hinabgelauscht, um zu sehen, ob dieser völlig menschenleer, als es an seine Tür pochte und, seinen Leuchter in der Hand, Herr Espenbeck hereintrat.

„Ich will nur noch fragen, ob Sie auch morgen früh geweckt zu werden wünschen, mein lieber Herr Doktor,“ sagte er, seinen Leuchter auf den Tisch stellend und sich in sehr zwangloser Weise auf die Lehne des Kanapees setzend; — „die Herren sind auf einer sehr ermüdenden Tour begriffen, und es wäre kein Wunder, wenn sie morgens einiger freundschaftlichen Aufrüttelung bedürften, um zu rechter Zeit aus den Federn zu kommen — ich denke mir, daß Sie recht ermüdet sind und nicht allein solch eine Reise, sondern mehr noch die Art des Geschäftes muß sie ermüden, es ist wenigstens kein erfreuliches . . .“

„Es ist nicht ganz so arg, wie ich's mir vorgestellt habe, Herr Espenbeck,“ fiel Gotthard ein — „meist

sieht man doch sehr bald und leicht bei den Untersuchungen, wie zu entscheiden ist; nur die zweifelhaften Fälle sind unangenehm, ich bin da vielleicht noch ein wenig zu skrupulös . . ."

„Und gewiß," unterbrach ihn lächelnd Herr Espenbeck, „kann man dabei nicht zu skrupulös sein — es ist oft so wichtig, ist solch eine Lebensfrage für die jungen Leute, ob sie frei kommen . . ."

„Freilich, das ist aber Sache der Zivilbehörde; wenn es eine Lebensfrage für sie ist, werden sie ja ohnehin . . ."

„Ach, Sie haben das ja doch selbst wohl schon gesehen — die Zivilbehörde, wie wenig Rücksichten nimmt die! Ein menschenfreundlicher Arzt kann da immer noch, auch ohne seine Pflicht zu verletzen, ein großer Wohltäter werden und würde es gewiß öfter werden, wenn er die Verhältnisse der einzelnen jungen Leute kennte . . . . Ich möchte da zum Beispiel für die morgige Aushebung Ihre Aufmerksamkeit für drei junge Leute in Anspruch nehmen! Sie mißdeuten es nicht, nicht wahr? Der eine ist der einzige Sohn einer reichen, aber ein wenig kindischen Schulzenfrau, einer Witwe; wird ihr der Sohn genommen, so bringt sie sicherlich den ganzen Hof in Verwirrung und in heillosen Ruin . . . ganz ohne allen Zweifel — der andere ist ebenfalls . . ."

Gotthard sah unruhig verstohlen auf seine Uhr.

Wollte der Mann ihm die Verhältnisse aller Konskriptionspflichtigen auseinandersetzen? — es war über halb elf!

„Der andere," fuhr Herr Espenbeck flüsternd fort, „ist ebenfalls der Anerbe eines Hofes; sein Vater lebt zwar noch, aber er ist trunkfällig, und Sie sehen ein, wie wichtig es unter solchen Umständen ist, daß der Anerbe den Hof nicht zu verlassen braucht! Der dritte endlich ist ganz unentbehrlich im Geschäfte, einer großen eben erst etablierten Unternehmung, einer Nesselweberei — die Namen der Leute sind Jansen, Arenhövel und Henrici, ich habe sie Ihnen, da ich nicht voraussetzen kann, daß sie Ihnen im Gedächtnisse haften, hier aufgeschrieben."

Herr Espenbeck zog einen kleinen Zettel aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch — „es soll Ihr Schade nicht sein, Herr Doktor, wenn Sie morgen bei den Gedachten milde und menschenfreundlich sind!" schloß er, mit einem bedeutungsvollen Blicke Gotthards Auge suchend.

„O mein Gott," fiel dieser zerstreut und in argloser Bereitwilligkeit, Herrn Espenbeck in allem Recht zu geben und sich in seinem Wohlwollen zu erhalten, ein, „ich bin von Natur nicht scharf und rücksichtslos und tue für die Leute gern, was ich kann. Diese werden morgen sehen, daß der Doktor kein brutaler Mann ist und die Sache nicht leichtsinnig nimmt!"

„Ich freue mich, daß wir so übereinstimmen, Herr Doktor, freue mich sehr,“ sagte Herr Espenbeck, Gotthard die Hand schüttelnd, und dann wünschte er ihm gute Nacht und ging.

Gotthard atmete auf, nahm den Zettel und zerriß ihn ohne einen Blick darauf zu werfen, griff nach seiner Mütze und ging hinaus, um in den Garten zu kommen.

V.

Wie das Stelldichein verlief, welche weitere Verabredungen da getroffen wurden, wissen wir nicht, doch mußten sie nicht just sehr befriedigender Natur gewesen sein, denn auf Gotthards Stirne lag am anderen Tage ein düsterer Ernst, während er, in seine Uniform zugeknöpft, seine Funktionen in dem großen menschenüberfüllten Saale des Gasthofes übte, in welchem am oberen Ende die Kommission am grünen Tische saß. Zur Rechten der Kommission stand eine Flügeltür offen — in dem Kabinett dahinter mußten die Burschen sich der Untersuchung unterwerfen; nach jeder derselben gab Gotthard auf die Schwelle tretend sein Verdikt ab, das ein paar Schreiber dann in ihren großen mit Kolonnen bedeckten Aktenbogen eintrugen. Um Mittag wurde die Arbeit unterbrochen und hastig ein Mahl eingenommen; dann wurde sie neu aufgenommen und dabei verflogen die Stunden — es wurde halb fünf Uhr, bevor der letzte der jungen Leute sein Schicksal erfahren.

Was war Jansens, Arenhövels, Henricis Schicksal gewesen? Gotthard hätte es nicht beantworten können, er hatte sich so ganz und gar nicht um die Namen

all der Leute gekümmert — er hatte in diesen Tagen Tausende von Namen ausrufen und wieder rufen hören, und die drei, welche Herr Espenbeck gestern flüchtig genannt, so wenig im Gedächtnis behalten wie alle anderen.

Man war fertig — der General und die anderen Herren atmeten auf, warfen ihre Papiere den expedierenden Schreibern zu, Gotthard hatte den Vermerk in den Kolonnen zu unterschreiben; unterdes fuhr schon die Extrapost, worin man zum nächsten Kreishauptorte reisen wollte, vor dem Gasthofe vor. Der General, der Regierungsrat, der Adjutant gingen auf ihre Zimmer, ihre Rechnungen zu berichtigen und sich zur Abreise zu rüsten — endlich war auch Gotthard fertig und eilte auf das seine. Er klingelte nach dem Kellner und verlangte seine Rechnung; dann packte er seine Sachen zusammen und harrte. Aber die Rechnung kam nicht . . . er klingelte noch einmal — heftig — draußen hatte er längst die Schritte der sich fortbegebenden anderen Herren gehört — endlich kam nach flüchtigem Anklopfen rasch Herr Espenbeck herein.

„Bitte um Entschuldigung," sagte er flüsternd, hastig. „Ihre Rechnung ist schon bezahlt, Herr Doktor!"

„Schon bezahlt? Von wem?"

Herr Espenbeck legte die quittierte Gasthofsrechnung auf den Tisch — auf derselben lag eine Banknote — ein Hunderttalerschein.

Gotthard blickte starr auf das graugrüne Blatt, dann auf den äußerst freundlich lächelnden Herrn Espenbeck, der sich eben mit einer Verbeugung entfernen wollte, als sich die Türe brüsk noch einmal öffnete — der Adjutant stand auf der Schwelle.

„Zum Teufel, Doktor, wo bleiben Sie?“ rief er aus. „Der General sitzt seit zehn Minuten im Wagen und wartet.“

Hatte Gotthard einen Moment vorher den Wirt betroffen angestarrt, so fühlte er jetzt alles Blut zum Herzen schießen und seine Gedanken sich vollständig verwirren. Leichenblaß werdend, griff er nach der Banknote, um sie in seiner Brusttasche verschwinden zu lassen — es war der Trieb des Augenblicks, der ihn beherrschte — es war nicht die Sache der Überlegung, es war instinktartig . . . mit zitternder Hand faßte er dann die Mütze — den Reisesack vergaß er — Herr Espenbeck fand es nicht auffällig, er glaubte, ihn zu tragen, überließe Gotthard ihm — so gingen sie heraus, der Adjutant schritt voran und sprang auch unten vor dem Hause zuerst wieder in den Wagen; Gotthard stieg, von Herrn Espenbeck freundlich unterstützt ihm nach. Espenbeck reichte den Reisesack dem Postillon auf dem Bocke zu, und während er sich dann noch einmal verbeugte und glückliche Reise wünschte, rollte der Wagen davon.

Durch die Glasscheiben in einem kleinen Hinter-

zimmer hinter der allgemeinen Wirtsstube unten im Gasthofe sahen einige junge Männer ihm lächelnd nach. Als Herr Espenbeck wieder zu ihnen eintrat, erhoben sie ihre Gläser und tranken ihm triumphierend zu.

„Vivat der Stabsdoktor!“ sagte Jansen, ein stämmiger, untersetzter Bursche, der aussah, als könne er Bäume umreißen ... „der Doktor sagte, ich hätte einen Krampfaderbruch — soll mich der Teufel holen, wenn ich's selber gewußt oder je davon gehört habe! Er soll aber doch leben, der Krampfaderbruch so gut wie der Doktor!“

„Und Herr Espenbeck nicht minder,“ fiel, mit dem ganzen Gesichte lachend, ein etwas blasser und schmächtiger Jüngling, Herr Henrici vom Nesselwebergeschäft, ein — „an mir fand dieser scharfsinnige Doktor, ich hätte Plattfüße, und könnte nicht marschieren.“

„Wollt Ihr still sein, Ihr unbesonnenen Jungen,“ fiel ihnen der Wirt ins Wort; „wenn nun das mein Lohn sein soll; daß Ihr's laut ausruft, und hinter der Flasche jedem, der's hören will, verratet, so lauf' ich lieber jetzt noch hinter dem Wagen drein und ...“

„Seid ruhig, Mann,“ unterbrach ihn mit einer heisern, keuchenden Stimme Arenhövel, der hoffnungsvolle Sohn des trunkfälligen Vaters, „das hälfe Euch doch nicht; mir hat der Doktor was von affiziertem Kehlkopforgane vorgesprochen und ins Protokoll setzen

lassen, daß ich frei bin — widerrufen könnte er's doch nicht mehr jetzt! Aber seid gescheidt, 's Maul halten werden wir schon!“

„Ich bitte es mir aus,“ sagte Espenbeck; „Ihr wißt, was drauf steht, und werdet weder Euch noch mich unglücklich machen wollen.“

VI.

Unterdes rollte der Wagen mit den Herren der Kommission davon.

„Wie haben Sie mich warten lassen, Doktor!" sagte der General, „aber was ist Ihnen, Herr, Sie sehen ja aus so blaß wie eine Leiche?"

„In der Tat," bemerkte der Regierungsrat; „ist Ihnen nicht wohl, Doktor?"

Der Adjutant sah mit einem stummen Blicke auf Gotthard herab — er sagte nichts.

Der kalte Schweiß trat Gotthard unter dem Einflusse dieses Blickes auf die Stirn — er zog sein Tuch hervor und stotterte dabei:

„Es wird vorübergehen — ein wenig Übelkeit... vielleicht vom Fahren!"

„Nicht doch, das tut der Qualm von all den Menschen, in dem wir aushalten mußten; es war furchtbar, in dem Saale eine Atmosphäre zum Ersticken!" bemerkte der General.

„In der Tat, es ist eine angreifende Sache, in solch einer Luft zu arbeiten," fiel der Rat ein; „Sie müssen das noch gewöhnt werden, Doktorchen!"

Der Adjutant beharrte in seinem Schweigen.

Gotthard war in einer Gemütsverfassung, die sich gar nicht beschreiben läßt. Seine Gedanken wirbelten durcheinander; es war ihm nicht möglich, nur einen klar zu erfassen: nur einer, einer war mit ihm mit schrecklicher Klarheit, der, daß er vernichtet sei. Er hatte ein Gefühl, als stemme sich ein Knie auf seine Brust, als läge eine Schlinge um seinen Hals und hinter ihm, in seinem Nacken, müsse im nächsten Augenblicke die Kurbel umfliegen; dann war's sein letztes Atemholen — er war ein gerichteter, ein verlorener Mensch. Sich bestimmte Fragen vorzulegen, und mit Fassung eine Antwort zu suchen, dazu kam er gar nicht. Was hätte er sich auch antworten sollen? Was hätte er tun können, was konnte er noch tun? Hätte er im ersten Augenblicke aufbrausen und — Annas Vater dem eintretenden Adjutanten denunzieren, ihn ins Zuchthaus bringen sollen? Sollte er jetzt reden, jetzt noch, nachdem der Adjutant höchst wahrscheinlich, mehr als wahrscheinlich auf den ersten Blick die Banknote wahrgenommen hatte — wo dieser sagen würde: aha, jetzt wo Sie sich durch mich entdeckt wissen, wollen der Herr Doktor den Redlichen spielen!

Es war entsetzlich — es war eine wahrhaft verzweiflungsvolle Lage für den jungen Mann — er zog aber- und abermals sein Tuch heraus, um sich die Stirn zu wischen — seine Hände zitterten dabei; einmal sogar

stieß er den General, der sich mit geschlossenen Augen zurückgelegt hatte, um einzuschlafen, an den Arm, dieser sah auf, fixierte ihn eine Weile mit schläfrigem, leblosem Blicke, dann rief er plötzlich aus:

„Zum Teufel, Doktor, Ihnen ist ernstlich unwohl ... sollen wir anhalten ... dort ist ein Haus ... ein Glas Wasser wird Ihnen wohltun!"

„In der Tat — ein Glas Wasser wird mir wohltun," versetzte Gotthard mit der Hand an seinem Halse niederfahrend, als ob er dort etwas fühlte, was er hinunterschieben müsse ... „und, wenn Sie es erlauben wollten ..."

„Postillon, halt!" rief der General den Schwager an; und sich dann wieder zu Gotthard wendend, sagte er:

„Was soll ich erlauben?"

„Daß ich ... es wäre doch das Beste ... daß ich ausstiege und ein wenig zu Fuße gehen dürfte ... zu Fuße in die Stadt zurück ... ich könnte mir dort in der Apotheke das Mittel geben lassen, das ich bei solchen Anwandlungen zu gebrauchen pflege!"

„Zurück wollen Sie gehen? Aber, Herr, wir haben Sie morgen in Thalhausen nötig!"

„Freilich ... ich würde schon nachkommen; die Post wird heute Abend dahingehen."

„Das ist richtig," fiel der Regierungsrat ein, „ich rate Ihnen auch, tun sie das."

„Nun, so steigen Sie aus," unterbrach der General, „und holen Sie sich Ihr Pulver . . ."

Gotthard stieg aus und machte einen schwachen Versuch zu lächeln, als er sich zum Abschiede verbeugte.

„Adieu, lieber Doktor," sagte der General mit grüßendem Kopfnicken; „ich hoffe, es wird nicht von Bedeutung sein und Sie lassen uns nicht im Stiche — also vorwärts, Postillon!"

Der Postillon schlug auf seine Pferde, der Wagen rollte davon — Gotthard atmete tief und schwer auf — es war ihm wenigstens eine Erleichterung, nicht mehr unter den drei Männern im Wagen zu sitzen.

Unter diesen drei Männern, von denen ihn, den Entehrten, jetzt eine Kluft trennte, daß sie ihm zu Wesen aus einer anderen Welt geworden, aus einer Welt, an der er keinen Teil mehr hatte?

Er stand und sah dem Wagen nach. Eine Weile starrte er ihm nach mit Augen, die nichts sahen, mit zuckenden Hirnfiebern, die nichts dachten . . . und dann zuckte durch diese Fiebern ein Gedanke, der wie ein Blitz war und wie ein stechenden Schmerz, . . . ein leises Aufstöhnen rang sich dabei wie ein unterdrückter Aufschrei der Angst aus seiner Brust.

„O mein Gott!" sagte er sich und schlug dabei krampfhaft die Hände zusammen; „da fahren sie hin, ich lasse sie allein dahin fahren — nun wird der Adjutant sofort sprechen! Ich kopfloser Mensch! Ich hätte

bleiben — heute abend unter vier Augen mit dem Adjutanten reden müssen — vielleicht hätte er mir geglaubt — jetzt aber ist alles verloren! alles! O mein Gott, alles!

Er wandte sich und schritt mit hastigen Schritten der eben verlassenen Stadt wieder zu.

Im Wagen unterdes sprach in der Tat der Adjutant.

„Dieser arme Teufel von Pflasterkasten,“ hatte der General gesagt, „was mag er nur haben?“

„Gemütsbewegung,“ war der Adjutant mit einem boshaften Lächeln eingefallen.

„Gemütsbewegung? Und weshalb?“

„Ich glaube wenigstens!“

„Er war ja auch gestern abend beim Souper schon so still und in sich gekehrt,“ fiel der Regierungsrat ein.

„Ich traf ihn vorhin,“ fuhr der Adjutant fort, „in einer Unterredung mit unserem Wirte . . .“

„Nun, er wird sich doch nicht über die Rechnung so entsetzt haben!“ rief der General aus.

„Vielleicht doch darüber, daß er die Rechnung ohne den Wirt gemacht,“ fuhr, seine Stimme dämpfend, um vom Postillon nicht verstanden zu werden, der Adjutant fort. „Der Wirt hat eine allerliebste Tochter, die bei einer Professorin in der Hauptstadt in Pension war; dort hat unser Doktor sich in sie verliebt, wie ich von seinen Kollegen gehört habe — höchst ernstlich und

gründlich — vielleicht hat er die Gelegenheit benutzt und sich jetzt um sie beworben ..."

„Und einen Korb erhalten?" fiel der General ein.

„Von dem Mädchen wohl nicht, aber vom Vater!" flüsterte der Adjutant.

„I, weshalb — der Doktor, meine ich, könnt solch einem Wirte gut genug sein!"

„Ach, dem Herrn Espenbeck sicherlich nicht," antwortete der Regierungsrat, „der ist hochmütig und brutal. trotz all seinen gewandten Manieren — er ist ehrgeizig, reich, will sich mit der Clerisei nicht überwerfen, indem er einen Schwiegersohn von einer andern Konfession nimmt — nein, nein, das hätt' ich dem guten Doktor vorausgesagt! Da ist keine Hoffnung für ihn!"

„Das Mädchen ist bildhübsch!" sagte der Adjutant. „Ich habe ein paar Mal im vorigen Winter mit ihr getanzt; und dazu eine gescheite kleine Hexe!"

„Armer Doktor!" sagte der General; „ich hoffe nur, er tritt morgen früh zur rechten Zeit zum Dienste an."

Dabei machte er sich wieder in die Wagenecke zurück und schloß die Augen.

VII.

Gotthard schritt unterdes in die Stadt zurück — anfangs mit unstetem Gange, bald hastigeilend, bald langsam schleichend. Doch je näher er ihr kam, desto fester und gleichmäßiger wurde sein Gang, desto rascher und fester sein Schritt. Es war der Schritt eines Mannes, der nicht mehr in unklarem und wirrem Widerstreit mit sich ist, der einen festen Entschluß gefaßt und das Bewußtsein hat, daß dieser Entschluß mit dem unerbittlichen Muß, einer eisernen und unbeugsamen Notwendigkeit zusammenfällt; daß das Schicksal, indem es seinen Willen bestimmte, mit ihm wie mit einem Willenlosen verfährt und ihn auf den einzigen Ausweg aus seiner Lage zugeführt, der ihm geblieben.

In der Stadt angekommen, schritt er geraden Weges auf die Apotheke zu.

„Geben Sie mir zwei oder drei Gran Amygdalin," sagte er eintretend mit leiser, aber ruhiger Stimme.

Der blonde Apothekerjüngling, der für den Provisor fungierte und eben eine harmlose Natron-Mixtur verkorkte, sah den fremden Mann mit den bleichen

gespannten Zügen fragend an; dann gab er ihm das unschädliche weiße Pulver.

„Jetzt geben Sie mir ein wenig Emulsin — etwa zehn Tropfen."

Der Pharmazeut erfüllte seinen Wunsch; weshalb sollte er nicht — Emulsin ist so wenig ein Gift als Amygdalin; beide sind unschuldige Dinge — und doch töten sie auf dem Flecke, augenblicklich, wenn sie zusammen genommen werden.

Das Hinzutreten von Wasserstoff verwandelt sie sofort in Blausäure.

Der junge Pharmazeut schien es nicht zu wissen, nicht daran zu denken; er gab, was man verlangte und nahm das Geld für seine Ware.

Gotthardt ging.

Einen Augenblick stand er draußen auf der Treppe vor der Apotheke, wie sich besinnend — wie ein: wohin nun? sich zurufend — dann ging er die Stufen hinab und mit demselben festen Schritte, wie vorher der Apotheke, schritt er nun quer über den Marktplatz dem gegenüberliegenden „goldenen Löwen" zu.

Er wollte nicht seinen Tod für Anna ein Rätsel bleiben lassen; er wollte ihr mitteilen, was ihn aus der Welt treibe; sie sollte es wissen, daß es die Hoffnungslosigkeit sei; daß es die Entehrung sei; daß es eine unbeugsame Notwendigkeit für ihn geworden; daß sie ihn nicht verdammen solle; daß sie seiner gedenken und

ihm verzeihen und es tragen solle wie ein unabwendbares Schicksal!

Im Gartenpavillon drüben wollte er es niederschreiben — der Pavillon schien ihm verlassen und still genug dazu — er wollte an dieser Stelle, wo er zum letzten Male in seinem Leben glücklich gewesen, dann sein Leben enden!

Unter der Tor-Einfahrt im goldenen Löwen saß ein Knecht, der eben die Messingblättchen an einem alten Pferdezaun blank scheuerte; er sah verwundert auf, als er einen der Herrn in Uniform, welche vor einer halben Stunde abgefahren, wie aus dem Boden gewachsen wieder vor sich stehen sah.

„Ich bin zurückgekommen," sagte Gotthard, „weil ich von hier aus eilig einen Brief abzusenden habe — bringen Sie mir Schreibmaterialien, hinten in den Garten, in den Pavillon — hören Sie — rasch! sogleich!"

Gotthard schritt, während der Knecht mit einem „Jawohl, Herr!" sich langsam erhob, in den Garten hinein — durcheilte ihn und bald berührte sein Fuß die ersten Stufen der Treppe, von der herab vor so wenig Stunden noch Anna ihm entgegengeflogen war.

Die Türe stand auf wie gestern; der Abendwind bewegte leise die herabfallenden Ranken des wilden Weines — tiefe Stille herrschte ringsum in der verlassenen, tiefschattigen Gartenecke, in der eine feuchte und dumpfige Luft brütete — eine schwarze Amsel flog

aus dem nächsten Strauchwerke quer an der offenen Türe vorüber und stieß, wie geängstigt, einen Schrei aus.

Gotthard trat ein — um auf der Schwelle wie vom Blitz getroffen, wieder zurückzufahren:

„O mein Gott, Anna — du hier?“ rief er aus.

Anna saß im Hintergrunde an einem kleinen Tische, der, weil er nur drei Füße hatte, zu seiner Befestigung an die Wand geschoben war. Sie saß da in ihrem grün und weißgestreiften Kleide, über ein Papier gebeugt, das sie hastig bekritzelte. Es war ein Brief, den sie schrieb, so gedankenverloren, daß sie die Schritte des Kommenden auf dem weichen Kiesgrunde gar nicht wahrgenommen; ein Brief an Gotthard, ein Brief voll Kummer und Schmerz, mit der Nachricht, daß sie in der Überfülle ihres Herzens der Mutter alles bereits gestanden und daß das Ergebnis ganz das sei, was sie am gestrigen Abende Gotthard vorausgesagt, nachdem sie vorher der Mutter die ersten Andeutungen gemacht — die Mutter, die sonst so gut und nachgiebig gegen sie, habe sich ganz wie verwandelt gezeigt und —

Anna fuhr bei dieser Stelle ihres Briefes empor — sie sah Gotthard vor sich stehen und erschrocken rief sie:

„Du, Gotthard? du bist's . . . du kommst zurück?“

Gotthard war keines Wortes mächtig. Beim Anblicke Annas brach all seine Energie, all sein Mannesmut zusammen; wie niedergeschmettert unter dem Drucke

des furchtbaren Gewichtes, das auf ihm lag, brach er auf dem Stuhle zusammen, dem er zugewankt war, legte die Arme, den Kopf auf den Tisch und brach in ein furchtbares Schluchzen aus — in einen wahren Strom von Tränen.

Anna stand wie versteinert bei diesem Anblicke. Dann holte sie mehrmals Atem, wie um wider eine Erstickung anzukämpfen, faßte mit beiden Händen seinen Kopf und ihn erhebend, ihn an sich drückend rief sie:

„O mein Gott, was ist, was ist geschehen? O Gotthard, Gotthard, so sprich doch!"

Er riß sich von ihr los, das Gesicht wieder auf seine Arme pressend ließ er von neuem seine Tränen strömen.

Zu Annas Schrecken gesellte sich ein Gefühl von Hülflosigkeit bei diesem seltsamen Wesen Gotthards, dann von etwas wie Ärger, wie Zorn beinahe, und noch einmal seinen Kopf mit ihren Händen umspannend um ihn aufzurichten und ihm ins Gesicht zu sehen rief sie:

„Gotthard — aber so rede doch, ich will wissen, was geschehen ist, wenn du nicht sprichst, so werde ich dir böse, böse auf immer — ich *will* daß du endlich sprichst!"

Ihre Brauen runzelten sich, ihr kleiner Fuß stampfte auf den Boden und dabei strömten ihr selbst die Tränen über die Wangen.

Gotthard mußte endlich den Mund öffnen, er sprach

in einzelnen Ausrufungen, in Sätzen, die Anna kaum halb verstand; es kostete ihr Mühe, bis sie alles herausgebracht, bis sie alles wußte.

Nun stand sie vor ihm, kreideweiß, die Lippe bebend, die Brauen fest zusammengezogen.

„So ist es also wahr, was die Leute sagen, daß der Vater so etwas tut!“ flüsterte sie. „Das sei erlaubt, so gut wie Schmuggeln erlaubt sei, und beichten brauche man's nicht, sagen sie. Etwa auch nicht, wenn man einen Menschen damit in den Tod treibt? Nein, es ist schändlich, ganz schändlich. Und der Vater soll es nicht mehr tun; und er soll es büßen . . . er soll es büßen!“

Sie schwieg und legte ihre beiden Hände an die Schläfen, als ob sie dieselben zusammendrücke, und als ob sie den Gedanken, der da arbeitete, so fester fassen oder schärfen könne; und dann mit einem plötzlichen Auffahren und sich Wenden ergriff sie Gotthards Hand.

„Komm, komm — du gehst augenblicklich mit mir, Gotthard — so wie du bist — und her mit deinem Gift, du abscheulicher, herzloser, entsetzlicher Mensch!“

„Wohin willst du?“

„Du wirst es sehen — und du folgst mir.“

Sie hatte etwas Gebieterisches, etwas Unterjochendes, das junge Geschöpf mit ihren achtzehn Jahren.

Gotthard folgte der Führung der Hand, die so krampfhaft fest die seine gefaßt hielt.

Sie eilte durch den Garten, durchs Haus, in das Familienzimmer, das auf den Garten hinausging. Die Mutter war nicht auf ihrem gewöhnlichen Platze am Fenster, aber Herr Espenbeck war da, er saß, eine Zigarre rauchend, rittlings auf einem Stuhle, das Antlitz der Rückwand des Zimmers zugekehrt, welche einigermaßen befremdende Stellung dadurch ihre Erklärung erhielt, das sich an dieser Wand ein Vogelbauer mit einem Hänfling befand, dem Herr Espenbeck eine Melodie aus Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt" vorpfiff . . . sehr ohne Ahnung, in welche Unterwelt, in welchen Abgrund der nächste Augenblick ihn blicken lassen sollte.

„Vater, Vater," rief Anna aus, während Herr Espenbeck den Kopf herumwarf und mit großen Augen auf den so grenzenlos verstört aussehenden Doktor und in das so flammend gerötete Gesicht seiner Tochter sah, die da beide so plötzlich wie hereingeschneit hinter ihm standen — „Vater, was hast du getan! Was für eine entsetzliche Geschichte ist das, entsetzlich für dich, für dich am meisten, und dann für uns alle — sieh hier, mit diesen Tropfen Gift wollte der Doktor sich töten, und du, du wirst verhaftet werden, du wirst ins Zuchthaus kommen, auf Jahre ins Zuchthaus."

Herr Espenbeck — er hätte Espenlaub in diesem Augenblicke heißen müssen — solch ein Zittern ging durch seine Glieder — er ward kreideweiß, er öffnete den Mund und brachte doch keine Silbe hervor.

„Wie ist es möglich, wie ist es nur möglich, daß du so etwas tust — bestechen, einen Ehrenmann, wie den Doktor, bestechen zu wollen . . ."

„Aber mein Gott," stammelte Herr Espenbeck jetzt — ich habe ihn ja nicht beleidigen wollen, ich habe es ja so nicht gemeint, ich habe nur . . ."

„Als ob dir das hälfe, was du gemeint hast," eiferte Anna weiter — „der Adjutant ist ja ins Zimmer getreten und hat die Banknote gesehen und nun . . ."

„Der Adjutant — hat es gesehen?" stieß Herr Espenbeck hervor — mühsam, mit einem Tone, der wie heiser zitterte — und dabei tastete er nach der Lehne des Stuhls, von dem er aufgesprungen war.

„So ist es," sagte Gotthard leise; „und da durch Sie meine Ehre vernichtet ist, bleibt mir nichts übrig, als meinem Leben ein Ende zu machen."

„Und dir, Vater, dir ist das Zuchthaus gewiß."

Herr Espenbeck hob mit einem herzbrechenden Ausdrucke der Verzweiflung die Hände in die Höhe — er griff nach seinem Kopfe, wie um ihn festzuhalten, daß er nicht wahnsinnig werde.

Anna aber trat ihm einen Schritt näher, erfaßte heftig einen seiner Arme und diesen an sich reißend, wie man ein böses Kind zum Gehorsam zieht, rief sie aus:

„Hier gibt es keine Rettung — nur eine — nur ich kann dich retten, und ich will es. Ich will den Doktor heiraten — sobald es möglich ist, und daß wir

verlobt seien, muß noch in dieser Stunde im Orte bekannt gemacht werden! Es gibt nur eine, nur eine einzige Art, wie es als eine unschuldige Handlung erscheint, wenn du dem Doktor Geld gibst; nur eine Art, sogleich jeden Verdacht aufhören zu machen. Wir müssen Verlobte sein, du gabst das Geld dem Doktor von meiner Aussteuer, für unsere Einrichtung."

Herr Espenbeck atmete tief, tief auf; er atmete noch einmal tief auf, und dann sagte er, und die Tränen traten dabei in seine Augen:

„O meine gute, gute Anna, du wolltest das tun? — Aber, du hast recht, ja, du hast recht, nur so kann ich gerettet werden — o mein teures Kind, welch einen Engel hab' ich an dir!"

Herr Espenbeck umarmte seine Tochter; er brach in Schluchzen aus und konnte kaum reden, als er, dem Doktor die Hand hinreichend, sagte:

„Und Sie, Sie Herr Doktor?"

Gotthard sah auf Annas Gesicht, in dem eine wundersame Mischung von zornigem Trotze, Triumph und Glücke lag.

„Können Sie fragen?" stotterte er in unbeschreiblicher Verwirrung, und sich fragend, ob er träume oder wach sei . . . „ich, o mein Gott, ich möchte ja vor Ihrer Tochter auf die Knie fallen, um ihr zu danken, daß sie mir das Leben zurückgibt — und welches Leben voll Glück!" — —

Es war besser, daß Gotthard nicht dazu überging, vor Anna zu knien; sie bedurfte ja seiner stehend, hoch aufgerichtet stehend in diesem Augenblicke: sonst hätte sie sich nicht an seine Brust werfen und ihr Antlitz daran bergen können . . . und das mußte sie doch, ein übermächtiger Drang zwang sie dazu, dies glühende, erregte Antlitz mit allem was von Trotz und von Scham, von ängstlicher Verwirrung und von Glück darauf lag, an Gotthards Brust zu verbergen.

Die Mutter trat ins Zimmer und blickte wie versteinert auf die Gruppe. Herr Espenbeck sagte ihr, unter dem Einflusse des erlebten Augenblickes noch wirr und kaum verständlich die Worte durcheinander werfend, alles.

Höchst betroffen schaute die kleine Frau darein. Die Blicke, welche sie auf Anna richtete, hätte wohl nur diese verstanden, wenn sie sie jetzt hätte sehen können.

„Du sagst nichts?" rief Espenbeck aus.

„Daß du einmal dich ins Unglück bringen würdest, hab' ich längst gesagt," versetzte verdrossen die kleine Matrone. Und das war alles, was sie sagte. Auch blieb sie den ganzen Abend auffällig schweigend, ging aber sehr bereitwillig nach einer halben Stunde am Arme ihres Mannes zum Pfarrer der alten Kirche hinüber, um Gotthards und Annas Aufgebot da zu bestellen.

Gotthard nahm am späten Abend Extrapost, um in der Nacht den Herrn von der Aushebungs-Kommission nachzufahren. Als er am Ziele angekommen, fand er

im Speisezimmer des Gasthofes den Adjutanten noch hinter der Flasche sitzen — er hatte einen alten Kameraden, einen Hauptmann a. D., vorgefunden und die beiden Herren hatten sich trotz der späten Stunde immer noch nicht trennen können.

„Ah, Doktor, Gott sei gelobt, der Doktor! rief der Adjutant aufspringend aus, als er Gotthard gewahrte; in seiner weinseligen Laune schloß er ihn herzlich in seine Arme — und rief weiter:

„Umarmen lassen Sie sich, daß Sie da sind — frisch und gesund — wir alle haben des Teufels Angst ausgestanden, daß Sie uns morgen fehlen würden und wir einen ganzen Tag lang hier in diesem Neste liegen müßten, ohne etwas tun zu können. Ich muß gleich zum General, ihm die Botschaft zu melden — er hat es befohlen, wenn er auch längst im Bett sei!"

Gotthard sah dem sich Entfernenden mit sich vor Freude rötendem Gesichte nach. Es war offenbar, der Adjutant hatte nichts von der Banknote wahrgenommen! —

